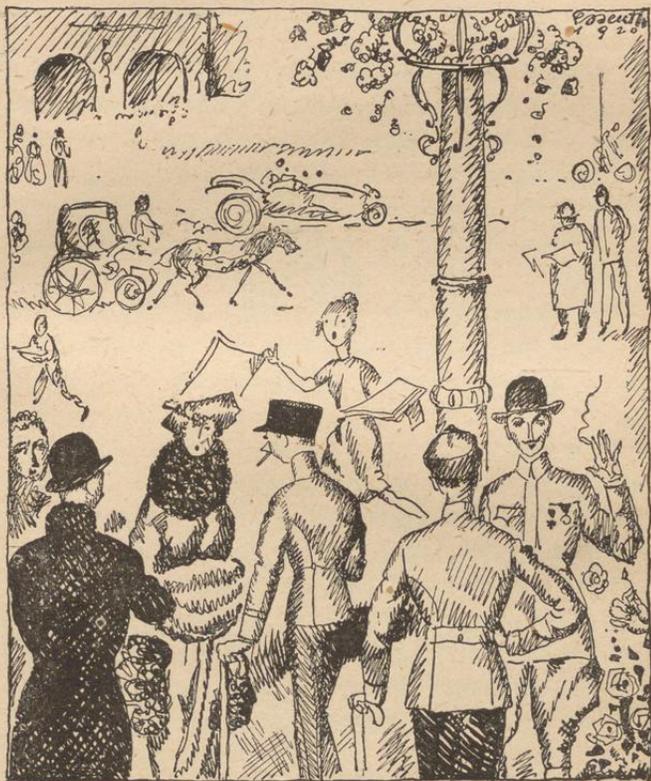


Das republikanische Wien

(1918–1919)





Der weiße Fleck.

Ein Zensur-Epilog.

Wenn man in diesen Jahren in der Früh die Zeitung zur Hand nahm und mitten im Text oder gar vorn auf der ersten Seite den großen weißen Fleck erblickte, sagte man sofort ahnungsvoll: „Aha, weiß Gott, was da wieder geschehen ist.“ Am Vormittag munkelte man bereits: „Wissen Sie, was da konfisziert worden ist? . . . Ich habe etwas gehört . . . es ist etwas los . . . es soll nicht gut stehen . . .“ Mittags war es bereits ein pessimistisches Gerücht, nachmittags das Stadtgespräch und am Abend eine Tatsache. Der Zweck des weißen Flecks, die Beunruhigung der Bevölkerung zu verhindern, war somit erfüllt . . .

Tagtäglich hat sich diese für die Zeitungen wie für das Publikum gleich irritierende, beschämende und lästige Bevormundung wiederholt. In beschaulicheren Zeiten wird man einmal das reiche Zensurmaterial sichten und sammeln, zu einem lehrreichen und interessanten Ergänzungsband der Geschichte dieses Krieges. Jetzt, wo die von Ereignissen und Überraschungen erfüllte Stunde drängt und vorwärtstreibt, kann man nur eine Weile darin blättern. Unmöglich, das alles jetzt durchzulesen: vier hohe Stöße von gelb gewordenen Bürsenabzügen mit roten und blauen Strichen, weißen Flecken, dazwischen amtliche Zensurvorschriften, vertrauliche Zensur-

weisungen, papierene Gespenster aus einem geistigen Vormärz, der gestern noch moderne Gegenwart gewesen ist.

Um das System des weißen Flecks zu verstehen, muß man sich eine kleine Übersicht schaffen. Aus dreifachen Rücksichten ist zensuriert und konfisziert worden: aus militärischen, innerpolitischen und aus wirtschaftlichen. Der Zweck war wieder ein doppelter: nur keine Beunruhigung der einheimischen Bevölkerung, nur kein ungünstiger Eindruck im neutralen und feindlichen Ausland. Das wäre ja sehr schön, wenn man nicht mit diesen wie mit anderen Schlagworten einen so schwunghaften Mißbrauch getrieben hätte. Der Lieblingsaufenthalt der Zensur war immer der Leitartikel, die politische Glosse zu den Kriegsereignissen. Wenn schon nicht das Ganze konfisziert werden konnte, wurde wenigstens ein Satz herausgerissen. Ein Abendblatt kommt mir in die Hand, da fehlt in einer Betrachtung über die Kämpfe im Westen nur der letzte Satz: „Wir leben in einer entscheidungsvollen Zeit.“ Auf wen wirkt das beunruhigend, auf wen macht das einen ungünstigen Eindruck? Auf keinen vernünftigen Menschen, nur auf den berufsmäßig argwöhnischen Zensor. Ein anderes Mal fällt wieder eine Überschrift zum Opfer: „Hoffnungen auf ein rascheres Kriegsende.“ Gott bewahre, so etwas darf nicht gesagt werden: ein rascheres Kriegsende — welche Entmutigung, welche Beunruhigung für die Bevölkerung, der der Krieg nicht lang genug dauern kann. Oder es wird im ungarischen Abgeordnetenhaus mitgeteilt, daß die gegen Rumänien kämpfenden Truppen von Mackensen geführt werden. Ja, in Ungarn darf man das wissen, in Oesterreich werden dadurch militärische Interessen arg verletzt. Einmal heißt es im Generalstabsbericht: feindliche Abteilungen in Görz. Im

benachbarten Leitartikel darf es nur heißen: die Italiener vor Görz — das wirkt beruhigend, das macht einen günstigen Eindruck.

Die Zensur hat auch ihre wechselnden Jahreszeiten gehabt, in denen die weißen Flecke bald üppiger, bald bescheidener wucherten. Am üppigsten war die Zeit des Grafen Stürgkh. Da brauchte in einem Artikel nur das Wort Verfassung, Delegation oder Parlament zu stehen und sofort wurde dem Zensur schwarz und dem Leser weiß vor den Augen. Damals wurde überhaupt sehr unerschrocken konfisziert, ohne Ansehung der Person: Äußerungen von Ministern, Mitteilungen von Behörden und sogar ein Wort Kaiser Karls. Ortsnamen wie Stockholm und Zimmerwald durften in Oesterreich überhaupt nicht genannt werden, und die russische Bolschewikibewegung wurde durch eifriges Zensurieren wirksam unterdrückt. Auch die Ausmerzungen aller Nachrichten über die Erzeugung von Kriegsmaterial in Amerika hat sich bekanntlich als treffliches Gegenmittel bewährt. Am denkwürdigsten ist aber das Verbot eines Leitartikels, in dem, knapp vor dem Ausbruch des Krieges mit Italien, Gabriele d'Annunzio charakterisiert wurde. Diese Verunglimpfung des Dichters konnte im Interesse der guten Beziehungen zu dem Bundesgenossen unmöglich erlaubt werden, und der große weiße Fleck hat richtig den Abfall und die Kriegserklärung Italiens verhindert.

Im Gegensatz zu Franz Moor hat sich die Zensur auch gern mit Kleinigkeiten abgegeben, mit Nachrichten, Tagesneuigkeiten, Notizen, deren Staatsgefährlichkeit in die Augen springt. Der ungarische Ernährungsminister ist in Wien angekommen und am selben Tag wieder nach Budapest abgereist

— ja freilich, damit die Entente daraus Schlüsse auf unsere
Approvisionierung ziehen kann. Ein Prinz ist auf Anerkennung
der Vaterschaft und auf Alimente geklagt worden —
darüber darf nicht geschrieben werden, denn nur Prinzen aus
Genie land zahlen bekanntlich bar, was sie verzehrt. Der weisse
Fleck hat sich aber auch als ein gutes österreichisches Haus-
mittel gegen Krankheiten, Seuchen und Übelstände jeder Art
bewährt. Es fehlt an Spitalsbetten — weisser Fleck. Die
Bevölkerung braucht weisses Mehl — gib't nicht, aber dafür
einen schönen weissen Fleck. Auf Mehl hat es der Zensor,
wie die meisten Menschen heutzutage, überhaupt sehr scharf
gehabt. Als am Anfang dieses Jahres die Wiener Mehllquote
gekürzt wurde, hat das kein Mensch gemerkt, denn es durfte
ja nicht in der Zeitung stehen, höchstens in vorsichtigen An-
deutungen. Jedenfalls wurde der Satz, daß zur Bereitung
der Einbrennsuppe, dem wichtigsten Nahrungsmittel der
breiten Bevölkerungsschichten, Mehl notwendig ist, vollständig
gestrichen. Die Bevölkerung muß nicht alles wissen . . .
Auf diese Art wurde auch die Fleisch- und Fettfrage geregelt,
wurden Fahrpläne und Eisenbahntarife als aufreizend unter-
drückt. Das Börsenspiel wurde durch die konsequente Kurs-
verheimlichung bekanntlich fabelhaft eingedämmt, und der
Kurs unserer Valuta auf den neutralen Märkten hinauf-
geschwiegen! Nichts war in diesen Zeiten harmlos, einwand-
frei und unbedenklich, alles war staatsgefährlich, und einmal
wurde sogar eine Nachtigall konfisziert, die in einer Stellung
an der Westfront, unbekümmert um den Kanonendonner,
weitergesungen hatte. Weiß Gott, was sie gesungen hatte.
Ein richtiger Zensor traut auch einer Nachtigall das Argste
zu. Und das Merkwürdigste an diesen staatsgefährlichen Nach-

richten war, daß man sie im nächsten Kaffeehaus in ungarischen, deutschen Zeitungen und in österreichischen Provinzblättern ungehindert lesen konnte, so daß man sich manchmal fragte, ob die Wiener Zensur nicht eine Institution zur Förderung des Kaffeesiedergewerbes sei . . .

Noch lehrreicher und charakteristischer sind die sogenannten Zensurweisungen, die den Blättern in den täglichen Konferenzen von den Vertretern der Ministerien, der Militärbehörden und vom Staatsanwalt gegeben wurden. Wenn man jetzt darin blättert, glaubt man sich plötzlich ins dunkelste Altösterreich versetzt, in einen künstlich erzeugten Vormärz: das darf gesagt werden, das nicht, die eine Wahrheit gilt erst von der nächsten Woche an, die andere darf überhaupt nicht ausgesprochen werden. Auf jeden Fall soll immer sehr vorsichtig geschrieben werden, ohne Kritik und eigene Meinung. Und zum Schluß heißt es gewöhnlich: das soll kein Verbot sein, es wird nur gewünscht — im alten Österreich bekanntlich die schärfste Form des Befehles. Schade, daß nicht ein Grillparzer oder Bauernfeld oder wenigstens ein Castelli bei diesen Zensurkonferenzen zugegen war; sie waren eine Fundgrube für boshafte und bittere Epigramme. Diese Weisungen waren sozusagen unsichtbare, gesprochene weiße Flecke, sie waren nur für die Journalisten bestimmt, nicht für die Öffentlichkeit. Aber es wäre unverzeihlich, sie in Vergessenheit geraten zu lassen, denn in ihrem grotesken Absolutismus sind sie wertvolle kleine Kulturdokumente der großen Zeit. Man möchte gar nicht glauben, was alles bedenklich, unerwünscht und verboten war. Über die Erkrankung eines ausländischen Prinzen durfte berichtet werden, aber nicht, an welchen Krankheiten er laboriere. Die Meldung

von der Ordensauszeichnung eines Ministers war gestattet; zu sagen, wofür ihm der Orden verliehen wurde, war streng verboten — offenbar, weil es in vielen Fällen gar nicht so leicht ist, das zu sagen. Das Urtheil im Kramarsch-Prozess durfte publiziert werden, nicht aber die betreffende Stelle aus dem Militärstrafgesetze, ein Gesetz, bei dessen genauer Lektüre und Kenntnis sich die einheimische Bevölkerung tatsächlich sehr beunruhigt fühlen würde. Und was für interessante Prozesse müssen erst jene gewesen sein, von denen es in den Weisungen vielsagend lapidar heißt: darf überhaupt nicht erwähnt werden. In diesen Zensurkonferenzen wurde gleichsam eine behördlich genehmigte Wirklichkeit hergestellt, und was nicht freigegeben wurde, das existierte überhaupt nicht. Jedes Ding und jedes Ereignis mußte erst diese Geistesmühle passieren: Eisenbahnunfälle, Lawinenkatastrophen, Explosionen, Kriegshunde, Selbstmorde, ausländische Streiks und Wetterberichte. Manchmal ergehen auch großzügige allgemeine Weisungen: über Friedenssehnsucht soll nicht geschrieben werden. Das Schreiben, das kann man ja unterdrücken, aber die Sehnsucht, die kann nicht einmal der Staatsanwalt konfiszieren. Ein anderes Mal dekretiert er wieder: über Steuern darf nicht geschimpft werden — ist das nicht von geradezu Nestroyscher Prägnanz? Auch die Erhöhung der Postgebühren und der Tabakpreise mußte geheim gehalten werden, um das Publikum damit angenehm zu überraschen. Worüber denn sollten die Zeitungen schreiben, vielleicht über Ernährungsfragen? Das schon gar nicht. Das war am unerwünschtesten. Kein Wort über Lebensmittelpreise, keine Bemerkungen über das Anstellen, und einmal wurde sogar ein Communiqué der Käsehändler über die Ein-

fuhr von Emmentaler als beunruhigend und aufreizend unterdrückt. Und als die Ernährungsverhältnisse sehr arg wurden, half man sich einfach mit einer geradezu klassischen Zensurweisung: Über Lebensmittelmangel und Preissteigerungen darf überhaupt nicht geschrieben werden . . . Man wollte es dem Publikum offenbar verheimlichen, daß es nichts zu essen hatte . . .

O ja, es ist sehr viel unfreiwilliger Humor, sehr viel Komik in diesen weißen Flecken enthalten. Wenn man sie nämlich jede für sich als groteske Anekdote betrachtet. Hat man sich aber durch den vier Jahre hohen Stoß durchgelesen und betrachtet das Ganze im Zusammenhang, dann vergeht einem das Lachen und es bleibt ein recht bitterer Nachgeschmack zurück. Was war der Sinn dieses Zensursystems? Es sollte eine Metternichsche Mauer sein, die jeden Luftzug von draußen, jede Idee abzuhalten hatte, eine gewaltsame Bevormundung, ein Zwang zur Unmündigkeit. Und was ist der Effekt? Daß sich das Mündel mit jäher Heftigkeit selbst großjährig erklärt, daß ringsum alle Türen aufgerissen werden und ein wirbelnder Luftzug durchs Land fegt, der eine schwere politische und wirtschaftliche Grippe zur Folge hat: nur kein ungünstiger Eindruck im Ausland, nur keine Beunruhigung der einheimischen Bevölkerung . . . Alles das, was sich heute zuträgt, hat die Zensur redlich vorbereiten geholfen. Die geknechtete Wahrheit und Wirklichkeit hat sich aufgerichtet, das flüsternde Gerücht ist zum Schrei geworden, die tausende weißen Flecke sind auf einmal lebendig. Es ist eine wirre, überlaute und überreizte Zeit, aber sie ist unvergleichlich schöner und besser als die geduckten und eingeschüchertten Jahre, in denen hochmütige Anmaßung und Unfähigkeit am

grünen Tisch saßen, in denen eine geradezu dämonische Geschäftshuberei glaubte, den Staat durch weiße Flecke retten zu können. Das war der tragische Irrtum, die tragische Schuld dieses Systems. Kein Staat verträgt es, vier Jahre lang tagtäglich gerettet zu werden, und von diesem gewesenen Osterreich kann man wahrhaftig sagen, daß es durch seine Zensur zugrunde gerettet worden ist. (1918)

Die Heimkehr der Soldaten.

Wiener Bahnhofsbilder.

Die erste und die letzte Szene der Tragödie spielt sich im selben Rahmen ab. Im Bahnhof hat der Krieg sinnlos begeistert und hochtrabend begonnen, hier geht er jetzt sinnlos konfus und armselig zu Ende: Hier ist die Eingangs- und die Ausgangspforte des vierjährigen Inferno. Es waren Bilder, gegen deren täglichen stereotypen Anblick man schließlich stumpf wurde, ein Jammer, eine Trostlosigkeit, an die man sich im Laufe dieser Jahre gewöhnt hatte, die man gedankenlos hinnahm als Selbstverständlichkeit, weil es angeblich so sein mußte. Aber jetzt, wo alles, was vorgestern noch unerbitliche Wirklichkeit war, plötzlich gespensterhafte Vergangenheit geworden ist, da werden die qualvollen Eindrücke, die bitteren Erinnerungen aufs neue lebendig. Wiener Bahnhöfe . . . fast für jeden von uns Überlebenden bedeuten sie eine schmerzliche Stunde. Eine Stunde, in der man einem lieben nahen Menschen das Geleite zum Bahnhof gab, einem Sohn, einem Bruder, einem Freund, der einem, selbgrau verkleidet, eingeschnürt und bepackt, schon irgendwie entrisen war. Man fuhr mit ihm durch die vom patriotischen Straßenlärm erfüllten Gassen, man stand mit ihm im Bahnhofsgewühl der

Soldatenkoffer und Rucksäcke, der Landsturmmänner und Offiziere, man trug ihm seinen Mantel, kaufte ihm ein Buch oder erwies ihm sonst irgendeine hilflose Abschiedszärtlichkeit. Man suchte nach guten, herzlichen letzten Worten und konnte nur unbeholfen sagen: „Schreib' bald . . . viel Glück . . .“, erwog im letzten Moment noch Möglichkeiten und Aussichten und kam so bis zur Ausgangstür. Weiter durfte damals, in diesen furchtbar geordneten Zeiten, der Angehörige nicht, außer er hatte Protektion, die damals sogar zum Abschiednehmen nötig war. Dann konnte man noch eine Weile winken und dem Zug nachblicken, und für manchen der Zurückbleibenden ist der winkende Arm, das flatternde Taschentuch die letzte Erinnerung geblieben. Tagtäglich hat sich dies auf der Abfahrtsseite zugetragen: Einrücken, Abschiednehmen, verwundet, geheilt, noch einmal hinaus und noch einmal und immer wieder . . . Vier Jahre lang war dies das Selbstverständliche, und heute ist's einem unfassbar, daß unschuldige, harmlose Menschen das vier Jahre lang ertragen haben.

Nun ist die schlecht gespielte Tragödie bei ihrer letzten, trotz allem versöhnlichen Szene angelangt: die Heimkehr der Soldaten. Mancher hat sich diesen historischen Moment etwas anders vorgestellt: Einzug durch Triumphpforten, jubelndes Spalier, Reden, Musik, Hurra. Aber auf diese Lesebuch- und Ansichtskartenherrlichkeit läßt sich verzichten, und alle Enttäuschung und Resignation vermag das Gefühl dieser Tage nicht zu trüben: es ist zu Ende, es gibt nur mehr eine Ankunftsseite, die Soldaten werden wieder Bürger und kehren heim. Sie fühlen sich jetzt schon als Zivilisten, diese Soldaten, die zum Teil ganz junge Burschen und zum größeren alte oder alt aussehende Landsturmmänner sind, jene braven,

durchaus unmartialischen Landsturmmänner, die eigentlich den ganzen Krieg auf ihrem geduldigen Rücken getragen haben, das Menschenmaterial, mit dem nach strategischen Plänen disponiert, das hin- und hergeworfen wurde. Wenn man sie jetzt auf den Bahnhöfen sieht, da erscheint einem die Angst des von wilden Gerüchten beunruhigten Hinterlandes vor den zurückflutenden Massen einigermassen übertrieben. Die unberechenbare Masse ist vielleicht nie so gefährlich wie der berechnende Einzelne, und auch diese Landsturmmänner haben alle nur denselben friedlichen Wunsch: heraus aus der feldgrauen Verkleidung, nach Hause gehen, zur Familie. Das ist der Grund, warum es jetzt auf den Wiener Bahnhöfen eigentlich erstaunlich ruhig zugeht. Der Nummel, der Andrang und das Durcheinander sind natürlich viel heftiger als in den Wochen der Mobilisierung, aber man spürt den friedlichen Sinn des Ganzen. Und ebenso selbstverständlich ist es, daß die Zivilisten, überhaupt alle, die vier Jahre lang in ungestörter Sicherheit geessen sind, jetzt aufs Reisen gänzlich verzichten müssen. Die Bahnhöfe, die Eisenbahnen, der ganze Verkehr gehört jetzt nur den heimkehrenden Soldaten. Der ganze Apparat ist auf diese eine Aufgabe eingestellt: es gibt kein Kartenabwickeln, kein Ausrufen, keine Träger, keine Schnellzüge, keine Hutkoffer und eleganten Taschen, bloß schwarze Soldatenkoffer, Rucksäcke und Landsturmmänner, die nach Hause fahren wollen. Ab und zu drücken sich Hamsterer ängstlich durchs Gewühl, denen auch jetzt noch eine Kanne Milch, ein Sack Erdäpfel den Sinn des Lebens bedeuten. Und beim Ausgang steht noch immer der Herr „Finanzer“, der die jetzt immerhin schwierige Aufgabe hat, genau acht zu geben, daß kein verzehrungssteuerpflichtiger Bissen

passiert. Er denkt natürlich nicht daran, Ernst zu machen. Er muß eben da stehen, als harmloser Verzehrungssteuermomo, ein Überbleibsel, ein vergessener Posten des alten Osterreich . . .

Auf allen Wiener Bahnhöfen sieht es jetzt ungefähr so aus, aber am stürmischesten staut sich der Strom der großen Heimkehr auf den vier Bahnhöfen, die die letzten Ausläufer der Fronten sind: der Ost- und Südbahnhof, der Westbahnhof und der Nordbahnhof. Dort hat schon die ganze Umgebung nur die eine Farbe und den einen Sinn: Soldaten, Soldaten, dazwischen Gefangene und wieder Soldaten. Auf dem vom Novembernebel schmutzigfeuchten Straßenspflaster liegen überall leere Konservenbüchsen umher, jene ständige Soldatenspur. Auch der Troß der Nachläufer und Gaffer fehlt nicht. Frauen und Kinder, kriegsmäßig verwilderte Straßensjungen und jene Burschen, deren verdächtige Hüte allein schon wie ein Delikt anmuten. Ein sonderbares Jahrmarktstreiben mit gewiß nicht ganz einwandfreien Handelsgeschäften hat sich hier entwickelt. Der Verkauf von teuren, unheimlich aussehenden Lederbissen und Zigaretten ist noch das Harmloseste. Minder harmlos sind die Geschäfte, bei denen die Soldaten die Verkäufer sind. Es wird ein schwunghafter Handel mit ärarischen Ausrüstungsgegenständen getrieben. Decken, Brotsäcke, Menageschalen finden einen reißenden Absatz, Lebensmittel werden unter dem Höchstpreis abgegeben, aber auch Bajonette und Gewehre werden an den Mann gebracht und noch häufiger an halbwüchlige Burschen und Buben. Der Chor der Zuschauer, der sich sofort teilnehmend und sachverständig um jeden solchen Handel ansammelt, macht dazu seine vollstümlichen Bemerkungen.

Während die einen den Rechtsstandpunkt vertreten, daß man dies eigentlich „anzag'n“ sollte, meinen die Opportunisten: „Bei die Behmen nehmen s' es eahn eh weg.“ Die größte Sensation erregt aber ein verhungert aussehender Soldat, der am Straßenrand eine köstliche Mahlzeit hält: Bröt mit Schweineschmalz. Die Frauen aus dem Volke sagen bewundernd und ganz aufgeregt: „Jeh, dös schene weiße Schmalz. So was hab' i 'n ganzen Kriag net g'sehn.“ Und alsbald ist der Soldat den verlockendsten preistreiberischen Angeboten ausgefetzt, die bei vierzig Kronen beginnen und bis zu siebzig steigen. Aber der arme Bursche denkt gar nicht daran, Geschäfte zu machen, er will nur einmal seinen Hunger stillen und derart seine Heimkehr ins Zivil feiern. Er ist also unbekümmert weiter, und ebenso unbekümmert bleiben die Leute stehen und sehen andächtig und bewundernd zu, wie ein Soldat Schmalzbrot ißt . . .

Vor dem Bahnhofseingang patrouillieren junge Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett und Sturmhaube. Aber diese Kampfmittel, die hoffentlich bald endgültig verschwunden sein werden, dienen nicht dem Kampf und der Vernichtung, sondern der Ordnung und Friedenssicherung. Es geht auch alles ganz geordnet und geregelt zu. Jeder wegfahrende Soldat muß beim Eingang seine Waffen abliefern, und man kann nicht sagen, daß ihnen der Abschied vom Schwert oder Bajonett an ihrer Linken besonders schwer würde. Mit dem heiteren Blinken war es ohnehin nicht weit her. Im Vestibüle drängen sich abgenützte schwarze Soldatenkoffer, abgetragene Rucksäcke, die endlich in den dauernden Ruhestand gehen dürfen, stehen Gruppen von Offizieren aller Nationalitäten in alter Verträglichkeit und Freundschaft abschied-

nehmend beisammen. Italienische Kriegsgefangene gehen munter und gut gelaunt umher, wie Menschen, die von einem Ausflug heimkehren, während die gutmütig blonden Russen auch jetzt in der Freiheit eine unveränderte, geduldig bedächtige Miene bewahren. Alles gewohnte Bahnhofsleben ist ausgestorben. Die Kassen sind geschlossen, niemand kauft die neuen Romane und die illustrierten Zeitschriften, nicht einmal das frische Bier und die Schnäpse beim Büfett finden Abnehmer. Die Soldaten haben keine Zeit und Lust, sich aufzuhalten. Sie wollen nur in den nächsten Zug einsteigen und wegfahren. Manche scheinen es derart eilig zu haben, daß sie sogar alles Überflüssige zurücklassen. In einem Winkel bei der Gepäckkaste liegen aufgeschichtet allerlei herrenlose Monturstücke: Mäntel, Kappen, Zeltblätter, Brotsäcke, Wäsche, alles sehr abgetragen und schmutzig, aber es gibt doch genug Interessenten, die darin wühlen, die suchen und gustieren. Sogar ein komplettes geladenes Maschinengewehr ist hier zurückgelassen worden, wird aber wenig beachtet. Diese weggeworfenen und zurückgelassenen Überbleibsel machen einen seltsamen Eindruck: ein Restenausverkauf des Krieges um jeden Preis . . .

Ein Zug nach dem andern fährt, mit Soldaten voll besetzt, aus der Halle. Ohne Hurra und Juhu, ohne pathetische Ansprachen, ohne Hymne und Gesang. Ganz still vollzieht sich die Heimkehr der Soldaten. Sie finden alle ihren Weg nach Hause, wenn auch niemand da ist, der nach höheren strategischen Absichten und Plänen über das Menschenmaterial disponiert. Das Menschenmaterial . . . was für ein häßliches Wort das ist und wieviel Geringschätzung für das Einzelschicksal und das Einzelleben daraus spricht. Hier, auf

dem Bahnhof, empfindet man das auf einmal deutlicher als je, jetzt, wo die Soldaten heimkehren, wo sich das Menschenmaterial wieder in einzelne Menschen auflöst. Nie wieder dürfen Zeiten wie diese kommen. Nie wieder darf es Menschenmaterial geben. Nur Menschen — das genügt.

(1918)

Abrüsten.

Erlebnisse des Heimkehrers.

Gestern ist mein Bruder aus der Ukraine heimgekehrt. Das ist natürlich ein ganz privates Ereignis, das nur mich und noch einige Menschen angeht. Aber ich möchte doch davon erzählen, weil jetzt Tausende und Tausende die große Heimkehr mitmachen und weil sie alle den nämlichen Weg mit den nämlichen Abenteuern gehen: von der plötzlich waffenstill gewordenen zerbröckelten Front durch die Mühseligkeiten und Gefahren der aufgewühlten neuen Staaten zurück in die bürgerliche Ruhe der Heimat, des Zivils und der Familie. Man nennt dies in der militärischen Sprache, die uns allen bis vor kurzem noch geläufig war, das Abrüsten der Soldaten, ein Wort, das damals einen frohen und hellen Klang hatte, ein sanfter, friedlicher Begriff. Aber in dieser Zeit kommt immer alles anders, als man sich's erhofft und ausgemalt hat, und auch das Abrüsten bedeutet ein erneutes Chaos, erneute Willkür, Gewalttat und Lebensgefahr. Tausende Familien warten jetzt auf einen lieben Menschen, der nach viereinhalb Jahren, die nichts als ein fortwährendes bitteres Abschiednehmen waren, endlich nach Hause kommen und endgültig zu Hause bleiben sollen. Tausende Gemüther erfüllt jetzt dasselbe Bangen und Zittern: die ganzen Jahre hat er sich mit Glück und Geschicklichkeit durchgebracht, wenn

ihm nur nicht zum Schluß noch etwas passiert. Und so wartet man vergeblich auf Briefe, kann nirgends Auskünfte einholen, hört geängstigt Gerüchte, liest von Konflikten, von Verwirrung, Umsturz und Anarchie, sitzt ratlos und hilflos da und kann für den Menschen, der sich irgendwo draußen in die Heimat durchkämpft, nichts tun, nichts, als bangen, zittern und warten. Abrüsten . . . die letzte, die härteste Geduldprobe.

Bis es eines Tages, wo man schon ganz verzagt ist, draußen läutet. Meine Mutter, die ihre Besorgtheit dadurch zu beschwichtigen sucht, daß sie fortwährend das Zimmer meines Bruders in Ordnung bringt, Wasser und Handtücher herrichtet, horcht auf, hört, daß die Tür geht und ärgert sich, daß die neue Köchin jedem wildfremden Menschen aufmacht. Dann kommt die Köchin herein und meldet etwas unsicher: „Bitt' schön, es is wer draußen . . . ein Mann . . .“ Es ist tatsächlich ein Mann, bis zum Vollbartanflug unrasiert, in einer sichtlich kriegsmüden Uniform, ohne Seitengewehr, in der einen Hand einen braunen Offizierskoffer, in der anderen einen schwarzen Soldatenkoffer . . . die Heimkehr des Landsturmhauptmanns. Dieser Mann, der mein Bruder ist, hat sich mindestens seit dem Abschluß des Waffenstillstandes nicht wirklich gewaschen, aber das ist durchaus kein Hindernis für herzliche Umarmungen und Küsse. Und schon hat meine Mutter Backwerk, Obst und andere, mir offenbar verheimlichte Leckerbissen aufgetischt, ich warte mit Zigaretten auf. Aber mein Bruder will nichts essen, nicht rauchen, er hat nur ein Bedürfnis: zu sprechen, zu erzählen. Zunächst nur in abgerissenen Sätzen: sechzehn Tage unterwegs, Meuterei, Überfälle, Schüsse, Fußmarsch über die Karpathen,

Fahrt im Viehwaggon, Kälte, Schmutz und Hunger. Und dabei sieht er prächtig aus und ist ganz gesund geblieben. Eines jener feldgrauen Käffel, daß durchaus nicht robuste Menschen draußen Dinge ausgehalten haben, an denen sie in Zivil und im Frieden dreimal draufgegangen wären. Als ob der Körper eine geheimnisvolle Kraft, einen trotzigsten Willen besäße, gesund zu bleiben und nach Hause zu kommen.

Der Heimgekehrte macht es sich bequem, packt aus, legt die Uniform ab und erkundigt sich nach unserem Befinden, nach unseren Sorgen und Angelegenheiten. Aber dazwischen fängt er immer wieder zu erzählen an, weil sich die ungeheure Spannung der letzten Wochen in Worten lösen muß. Und wir hören teilnahmsvoll und beklommen zu wie sonst während der kurzen Urlaubstage. Die nahen Angehörigen eines Fingerückten haben ja in den ganzen Jahren mitgedient, haben alles mitgemacht, sind den Vormärschen und Rückzügen als sorgenvolle Nachhut gefolgt. Und auch das letzte Kapitel, die Geschichte der Heimkehr, hören wir nun miterlebend an, als ob wir dabei gewesen wären.

Eine kleine ukrainische Kreisstadt am Dnestr. In den letzten Oktobertagen, wo Wien die kommenden Dinge schon in allen Gliedern spürt, weiß man dort noch nicht viel davon und spielt noch immer unbekümmert Besetzung der Ukraine. Bis bei der Division ein Telegramm des Armeeeberkommandos einlangt: da sich im Hinterlande republikanische Strömungen immer mehr bemerkbar machen, sollen die Soldaten befragt werden, ob sie für die monarchische oder für die republikanische Staatsform sind. Die meisten Regimenter stimmen für die Republik. Und da jetzt auch die Nachricht vom Waffenstillstand einlangt, haben die Soldaten nur mehr

eines im Sinn: nach Hause, weggehen, so rasch als möglich nach Hause. Disziplin und Gehorsam, die treibenden Kräfte des militärischen Betriebes, versagen plötzlich. Nun ergeht an die Division der Abmarschbefehl, zum Bedauern der ukrainischen Stadt, denn der bürgerlichen Schichte war die Anwesenheit der Truppen eine Beruhigung, ein Schutz vor bolschewistischen Gefahren. Es geht alles in ziemlicher Ordnung und Ruhe, nur die Leute von der Divisionsbäckerei beginnen plötzlich ein bißchen zu meutern und zu schießen, weil das schon in der Luft liegt. So gelangt man mit Trainwagen und Pferden zur galizischen Grenze, wo sich ukrainische Miliz drohend zeigt. Aber man zieht geschlossen und laut singend über die Grenzbrücke, und das imponiert ihnen derart, daß sie sich zurückziehen. Wer im Kriege seine Angst besser verbergen und lauter singen kann, der ist immer der Mutigere. Ungemütlich wird die Sache erst, als man sich auf dem Boden des alten Osterreich befindet. Kaum ist man aus der Ukraine draußen, ist es mit der Ordnung vorüber. Ohne Grund beginnen die Soldaten zu schießen, Handgranaten zu werfen, Hunde und Schweine zu jagen, wobei auch Menschen getötet werden. An allen Fronten ist diese sonderbare letzte Kriegspychose zu beobachten: dieses sinnlose Knallen und Schießen um des Schießens willen, dieses Austoben einer vierjährigen furchtbaren Gewohnheit. Und obwohl man genug Verpflegung mitführt, wird auch da und dort munter geraubt und geplündert: Wein und Rum, Stroh und Heu von den Feldern, Geschrei verzweifelter Bauern, Prügelzonen und Schießerei, an der sich auch die Sanitätsmannschaft beteiligt, die vier Jahre lang keinen Schuß abgegeben hat und zu guter Letzt auch noch ein bißchen kämpfen will.

Es sind ganz mittelalterlich anzuschauende Bilder, Szenen aus dem Dreißigjährigen Kriege, mit denen es diese Zeit an Verwilderung und Verrohung ruhig aufnehmen kann.

Glücklicherweise wird die Entwaffnung von der galizisch-ukrainischen Volkswehr gründlich besorgt. Auch Wagen, Pferde und Sattelzeug gelten als Waffen. Einwaggonierung in den Viehwaggon: 6 Pferde oder 40 Mann steht darauf. Aber jetzt ist auch für hundert Heimkehrer darin Platz: Generale, Pflegeschwestern, Soldaten, weibliche Hilfskräfte in einträchtigem Durcheinander. So reist man fünf Tage und fünf Nächte durch Galizien, auf dem Boden sitzend, den Kopf auf den Koffer gebettet. Manchmal bleibt der Zug zehn, zwölf Stunden stehen, dann kann man bescheidenen Proviant kaufen und das Treiben in den galizischen Stationen studieren: abgekehrte russische Gefangene, um die sich kein Mensch kümmert, Männer, die nur mit einer Decke bekleidet sind, Wartesäle, dicht gefüllt mit schlafenden Soldaten und dazwischen Schwerkranke und Tote. Einmal bleibt der Zug vierundzwanzig Stunden auf der Strecke stehen, und ebenso lang gibt es keinen Bissen zu essen. Für Spannung und Aufregung sorgen die zahlreichen Visitationen durch echte und falsche Kontrollorgane. Visitationen, die sehr frech und barsch vorgenommen werden und sich vom Raub nicht wesentlich unterscheiden. Zwischen privatem Mein und ärarischem Dein wird kein Unterschied gemacht: Uniformstücke, Decken, Wäsche, Schuhe, alles findet Interessenten und Sammler. Verdächtige Gestalten, die nicht wert sind, einem die Schuhriemen zu lösen, besorgen dies sehr geschickt, andere begnügen sich mit dem baren Geld. Und immer wird dabei von Zeit zu Zeit munter geschossen. Auf diese angenehme Art langt man

an der Karpathengrenze an, in Sianki am Ujokerypaß, der nämliche Ort, wo der Heimkehrer im Herbst 1914 auswaggoniert wurde, um zum erstenmal ins Gefecht zu gehen. Der Kreislauf ist geschlossen und über einen furchtbaren Umweg führt er wieder zum Ausgangspunkt zurück. Kein Wunder, daß der Heimkehrer bittere Betrachtungen über die Sinnlosigkeit der vergeudeteten vier Jahre anstellt: wozu dies alles?

Dann noch eine fünfstündige Wanderung über die dick verschneiten Karpathen. Im ersten ungarischen Ort gibt's schon einen wirklichen Personenzug, zwar ungeheizt, aber immerhin menschlich. Auch die Visitationen werden milder und höflicher und überall ist ziemlich gute Verpflegung vorbereitet, die gegen Quittung verabreicht wird. Auch die Grenzwahe in Pressburg ist besser als ihr Ruf. Abschied vom weißen Gebäck und vom Milchkaffee, und dann fährt man über Marchegg hinein in die alte neue Heimat. Und da wird dem Heimkehrer immer sonderbarer zumute. Das Österreich-Ungarn, aus dem er damals, anno 1914, fort in den Krieg gezogen ist, das ist nicht mehr, das ist vielfaches feindliches Ausland geworden, durch das er sich erst durchkämpfen mußte, um nach Hause zu gelangen. Und auf demselben Ostbahnhof, auf dem er jetzt ankommt, ist er damals weggefahren. Nur daß es damals ein ganz anderes Wien war: eine lebensvoll pulsierende Reichshauptstadt, und jetzt sind es finstere Gassen, von bedrückten Menschen spärlich belebt. Die Heimkehr des Wiener Landsturmmannes . . . es ist wie ein böser Traum mit einem noch böseren Erwachen . . .

Alle Heimkehrer erzählen ungefähr dasselbe. Und überall sitzen teilnahmsvoll und ergriffen aufhorchende Angehörige um ihn herum und sehen dem symbolischen Vorgang der Ab-

rüstung zu: wie der Landsturmhauptmann die feldgraue Bekleidung ablegt, die Dekorationen und Kreuze und alles in den müden braunen Offizierskoffer tut. Dann holt er aus dem Kasten das alte Zivilgewand hervor, und mit einer Art Spannung betrachtet man den wiedergefundenen Zivilisten: ob er wohl noch derselbe Mensch geblieben ist oder ob der Krieg sein Wesen verändert hat. Man sagt, der Krieg verroht den Menschen, macht ihn gewalttätig und skrupellos, aber wohl nur den, der von Haus aus diese Kriegsanlagen in sich hatte. Die anderen, die sanften, gerechten und redlichen Menschen, die hat er nicht anders gemacht, die sind geblieben wie sie waren und sind höchstens aus Abscheu und Ekel vor der säbelrasselnden Brutalität und Torheit milder und menschlicher geworden. Und nun sitzt auch mein Bruder, nach der neuesten Mode von 1914 gekleidet, bei Tisch, blickt mit seinem unveränderten kurzächtigen Konzipientengesicht in die Zeitung, brockt sich die neuesten Nachrichten in die Suppe ein, wir debattieren hitzig, bis die Mama warnt: „Aber Kinder, die Suppe wird kalt“, und mir ist, als ob alles beinahe wieder so wäre, wie es einmal war. Und obwohl uns vielleicht noch manches Schwere bevorsteht, habe ich in dem Augenblick zum ersten Male das befreiende Gefühl: jetzt ist der Krieg zu Ende.

(1918)



Wählerversammlung.

Eindrücke eines Unpolitischen.

Wenn man die Sache nämlich mit parteipolitischen Augen betrachtet, dann sieht man nicht viel oder wenigstens nicht das Richtige. Parteibrillen haben gewöhnlich die merkwürdige optische Eigenschaft, daß sie nur gewisse Licht- und Geistesstrahlen durchlassen: die eine nur rote Strahlen, die andere nur ultraviolette, und durch den ständigen Gebrauch dieser Brillen wird man kurzsichtig oder weitsichtig, sieht alles rot, grau oder schwarz, sieht immer nur das, was man sehen soll und will, aber immer falsch. Die Parteibrille wirkt sogar auf das Gehör, auf die Sprache und Gebärden, und wer sie einmal aufsetzt, hört nur mehr, was ihm in seinen Kram paßt, ist für alles andere taub, er spricht, denkt und gebärdet sich immer genau so, wie es zu der Brille paßt. Auch in ruhigeren politischen Tagen als diesen konnte man das immer wahrnehmen: diese Unfähigkeit der meisten Menschen, über ihre eigene

Gefinnung hinüber zu blicken, diesen Eigensinn, mit dem sie sich mit Schlagworten gegen jede andere Einsicht verbarrikadieren. In der Wählerversammlung kann man diese Erfahrung in zehnfacher Konzentration machen. Im Grunde genommen ist ja eine Wählerversammlung meistens eine Zusammenkunft von vorgefaßten Meinungen, von Vorurteilen und Schlagworten, die man nochmals rekapituliert und zum Beschluß erhebt. Es finden sich so und so viele Parteibrillen im Saale ein, alle von der gleichen Brennweite und mit dem gleichen Brennpunkt und folglich in schönster Eintracht. Manchmal kommt es natürlich auch vor, daß in denselben Saal Brillen von einer anderen Schärfe eindringen, die auf andere optische Geseze schwören, alles anders sehen und daher heftigen Widerspruch bekunden. Dann wird aneinander vorbeidebattiert, geschrien, geschimpft, beleidigt und verdächtigt. Aber nie fällt es einem ein, die verschiedenartigen Brillen zusammenzulegen, damit sie sich vielleicht ergänzen und korrigieren, so daß beide Teile dann besser sehen. Auf die Wahrheit des Blicks kommt es eben in Wählerversammlungen nie an, bloß auf den Erfolg, welche Brille siegt. Manchmal ereignet es sich sogar, daß die feindlichen Brillenträger heftig zusammenstoßen, bis es Scherben gibt. Der unbeteiligte und unbefangene Beobachter kann dann mitten im Tumult der Irrtümer und Vorurteile einige dürftige Wahrheitsplitter zusammenklauben . . .

Dem völlig Unpolitischen und Parteiloson, der ja im bürgerlichen Wien eine häufige Gestalt ist, wird überhaupt in diesen Wochen vor den Wahlen ganz eigen zumute. Von der Politik, die ihm immer eine fremde und nicht recht verständliche Angelegenheit war, fühlt er sich auch jetzt nicht stärker ange-

zogen, im Gegenteil. Das Wahlfieber, das in mannigfacher und nicht sehr vertrauenerweckender Gestalt, in gedruckter, geschriebener, lebendiger und auch in der Form von Geldbeträgen von Haus zu Haus schleicht, macht sich bei ihm kaum bemerkbar. Er spürt keinerlei Temperaturerhöhung, eher eine Abkühlung, eine Apathie, ein Abgeschrecktsein. Freilich, auch der Unpolitische weiß genau, daß es diesmal, in diesen haltlosen ungewissen Tagen, um mehr geht, als um Wahlergebnisse und Mandate und daß das eigentliche Resultat eine neue Zeit sein soll. Aber der ganze Wahlaufwand, die Mittel, die Technik, die Schlagworte und Personen scheinen noch aus der alten Zeit zu stammen. Wieder einmal wird die Straße zum Agitator für alle Parteien. Auslagen und Vergnügungsanzeiger, einst das Wichtigste in dieser Stadt, werden von der politischen Plakatwand verdunkelt. Wie das leuchtet, wie das winkt und schreit: in Farben, Buchstaben und Aufzeichen. Die Anrede lautet überall anders: Mitbürger, Mittelstand, Genossen, Deutsche, Christen! Aber der Text ist bis auf kleine gehässige Nuancen fast überall ungefähr der nämliche. Auf allen Plakaten schlägt die gleiche Schicksalsstunde, wird der Wähler beschworen, die Zukunft Deutschösterreichs zu entscheiden, auf allen kehrt der Refrain wieder: wenn Ihr wollt, daß . . . wenn Ihr nicht wollt, daß . . . Überall das gleiche Pathos, die gleiche Erbitterung, die gleich großen Versprechungen und Verheißungen. Plakatpapier scheint eben das geduldigste von allen zu sein. Wenn man jeden einzelnen Wahlaufruf für sich liest, möchte man beinahe jedem recht geben und gerade diese Parteiliste wählen. Aber wenn man dann alle zusammenfaßt und die ganze politische Plakatwand mit einem Blick betrachtet, da kommt einem diese erbitterte

Konkurrenz der Wahrheiten etwas sonderbar vor und es drängt sich einem die skeptische Pilatus-Frage auf: Was ist Wahrheit?

Vielleicht sieht dies alles nur auf den Wahlplakaten so unwahrscheinlich und übertrieben aus, denkt sich der Unpolitische. Wer ein Kilogramm halten will, muß einen Zentner versprechen. Die Athleten lassen sich ja auch vor ihrem Auftreten mit übertrieben gut entwickelten Muskeln abbilden, um anzulocken, und die großen Versprechungen sind sozusagen der Bizeps des Wahlkandidaten . . . Vielleicht sieht das in der Wählerversammlung ganz anders aus, echter, überzeugender, vielleicht hört man dort die wirkliche Wahrheit und findet die Antwort auf die schwierige Frage: Wen soll ich wählen? Der Unpolitische ist ein Mann in den mittleren Jahren, um die Vierzig herum, aber trotzdem ist er bisher noch nie bei einer Wählerversammlung gewesen. Er hat bei diesem Wort immer die Vorstellung von rauchigen, hierdunstigen Lokalen, von heiseren Stimmen und geschraubtem Hochdeutsch gehabt und hat sich deshalb immer wieder mit dem Besuch von Premieren und Konzerten begnügt, wo man immerhin auch anderer Meinung sein darf als die Majorität. Jetzt ist allerdings das politische Repertoire viel mannigfaltiger und abwechslungsreicher als das theatralische. Jeder Tag bringt neue Parteien, neue Listen, neue Namen, und besonders mit den Begriffen Mittelstand, bürgerlich, demokratisch und freiheitlich werden eifrig alle mathematisch möglichen Zusammenstellungen und Kombinationen versucht. Während sonst alle Tätigkeit brach liegt, rührt sich da ein neues heimisches Kunstgewerbe: die Parteienbildung und die Erzeugung von Parteienlisten.

Der Unpolitische besucht zunächst eine bürgerliche Wähler-
versammlung. Sie findet im ersten Stock eines Kaffee-
hauses statt, ist allgemein zugänglich und schwach besucht. Die
zweihundert Leute, die sich eingefunden haben, scheinen zu-
meist aus dem engeren Kreise der Partei und der Veran-
stalter zu stammen, sind also keine Menschen, die erst über-
zeugt werden müssen, was eigentlich der Zweck einer Wähler-
versammlung wäre. Der Vorsitzende spricht einige salbung-
volle Einleitungsworte, dann stellen sich die Kandidaten vor,
indem sie den Plakattext variieren, jemand erbittet sich das
Wort zur Geschäftsordnung, ein anderer zu einer Anfrage,
man beschließt einstimmig und so weiter. Das ganze spielt sich
glatt und mechanisch, ohne anregendes Für und Wider ab.
Auch das neue Element der Wählerin und der Kandidatin
bringt keinen frischen Zug in die Sache. Die zuhörenden
Frauen und Mädchen verhalten sich ziemlich reserviert und
die Rednerinnen haben leider nichts Besonderes zu sagen.

In der sozialdemokratischen Versammlung geht es schon
etwas temperamentvoller zu, aber auch dieses Temperament
ist wohlvorbereitet und gut inszeniert. Auf den Tischen des
Vorstadtgasthauses liegen Aufrufe, Parteibroschüren, For-
mulare für den Beitritt in die Organisation, ein Kolporteur
verkauft sozialistische Literatur. Hier sitzen nämlich nicht
lauter fest eingeschworene Parteigänger, sondern auch viele
Neulinge: Angestellte, Heimkehrer, Handwerker, Geschäfts-
leute, Kleinbürgerlicher Mittelstand, der sich aus Mangel an
Führung, aus Verbitterung und aus Ratlosigkeit keinen an-
deren Ausweg weiß, als die Annäherung an die Sozialdemo-
kratie. Die Reden sind auch sehr geschickt vor allem an dieses
Publikum gerichtet und für sie pointiert. Zunächst tritt eine

Frau als Referentin auf. Ihre Rede, ein aus bekannten Argumenten und Schlagworten gestrickter Strumpf, wirkt auf die Dauer etwas ermüdend. Um so stärkeren Eindruck macht dann der Kandidat, ein echter Vorstadtwiener. Nicht durch das, was er sagt, sondern wie er es sagt. Er spricht in anschaulichen urwüchsigem Wendungen, geradezu in Vielblawek-Tönen und setzt den Kleinbürgern sehr mundgerecht auseinander, daß ihnen im sozialistischen Staate nichts weggenommen werden wird, nur den „Großen“, den „Kohlen- und Finanzbaronen“, die in dieser Versammlung überhaupt eine sehr wichtige Rolle spielen. Wir Sozialdemokraten, sagt der Redner, sind für Frieden und für eine ruhige Entwicklung. Freilich, wenn wir in der Minorität bleiben sollten, dann können wir für nichts garantieren . . . Und die eingeschüchterten Kleinbürger klatschen Beifall . . .

Der Unpolitische versucht es schließlich noch, eine christlichsoziale Wählerversammlung zu besuchen, aber das ist nicht so einfach. Beim Eingang wird er angehalten, wird eine Einladung oder sonst eine Legitimation seiner Vertrauenswürdigkeit von ihm verlangt. Im Saale drin ist gerade ein wüster Tumult, und alsbald werden bleich und aufgeregte aussehende Jünglinge von Wachleuten und Stadtschutzmännern heraus eskortiert. Vermutlich haben sie die in der Versammlung zum Besten gegebenen Wahrheiten nicht glauben oder einer anderen Wahrheit Ausdruck geben wollen, deshalb sind sie mit Fug und Recht an die Luft gesetzt worden. Denn in einer Wählerversammlung gibt es immer nur eine plakatierte, approbierte und einstimmig angenommene Wahrheit. Und die Einstimmigkeit erzielt man am besten durch Wachleute und Stadtschutzmänner . . .

Nach dieser Rundreise durch die Versammlungen, Parteien und Programme kehrt der Unpolitische ermüdet, abgesspannt und enttäuscht wieder zurück in sein Privatleben. Er hat weder die richtige Wahrheit, noch die richtige Liste gefunden, noch die Antwort auf die Frage, wen er wählen soll. Nach diesem Ausflug in die Politik ist sie ihm noch unverständlicher geworden. Soviel hat er aber erkannt, daß es hier nur zwei Möglichkeiten, nur zwei Wege gibt: Parteidisziplin oder Gewalt, Bravorufen oder niedergeschrien werden, begeistert zustimmen oder hinausgeworfen werden. Einen dritten Weg gibt es nicht. Doch, es gibt einen: schweigen und zu Hause bleiben.

(1919)

Gespräch mit einer Wahrsagerin.

Ein Blick in die nächste Zukunft.

Kein Wunder, wenn man schließlich so weit kommt. Am Jahresende hat man immer ein abergläubisches Verlangen, zu erfahren, was einem bevorsteht und wie alles ausgehen wird. Aber es ist sehr schwer, darüber eine halbwegs verlässliche Auskunft zu erhalten. Offizielle, staatlich angestellte und pensionsfähige Wahrsager wie im alten Rom haben wir merkwürdigerweise noch immer nicht, weil eben hierzulande bei der Schaffung und Besetzung amtlicher Posten mit kleinlicher Sparsamkeit vorgegangen wird. Wie nett wäre es, sich in solchen unsicheren Zeitläuften an einen deutschösterreichischen Augur oder Haruspex wenden zu können, um sich von ihm aus dem Fluge und Frase der Vögel oder aus den Eingeweiden der Opfertiere weisagen zu lassen, was allerdings in einer Stadt, wo nicht einmal mehr die Vögel etwas zu fressen haben und Innereien selbst im Schleichhandel nicht zu haben sind, praktisch schwer durchzuführen ist. Auch das beliebte Wahrsagen aus dem Kaffeesatz ist jetzt mangels Rohmaterials unmöglich, und aus dem heutigen Kaffeesatzersatz kann nichts Gutes heraus schauen. Oder soll man auf die amtlichen Prophezeiungen hören? Es trifft ja doch immer nur das Gegenteil ein. Aus einem offiziell geweissagten Preisabbau wird flugs ein flotter, weitererer Aufbau, aus einer Be-

schleunigung der Zufuhren prompt eine Verkehrsstörung. Nein, das sind nicht die richtigen Adressen, um etwas Sicheres über die nächste Wiener Zukunft zu erfahren, über die im allgemeinen zwei Meinungen bestehen. Eine pessimistische: es kommt bestimmt nichts Besseres nach; und eine optimistische: noch ärger kann es unmöglich werden — das ist gewiß sehr erfreulich, aber doch nicht das Richtige.

Da lob ich mir die Frau Indra in der Bräuhausgasse. Sie kümmert sich nicht um Politik, Regierungsprogramme und Ententekundgebungen, sondern hält sich an etwas viel Verlässlicheres, an ihre Karten, aus denen sie schon so manchem Reichthum, Ehe, Liebe, Kindersegens und ähnliche unangenehme Glücksfälle mit Erfolg vorhergesagt hat. Nicht etwa bloß Greislerinnen und Mehlspeisköchinnen aus der Margareten Nachbarschaft. Frau Indra hat eine geradezu mondäne und intellektuelle Klientel aus den innersten Bezirken. Und gerade in diesen Kreisen hat sie erstaunliche Resultate erzielt. Beispielsweise bei einer jungen Dame, die sie eindringlich davor gewarnt hat, in der nächsten Zeit eine Reise zu tun, die ihr bestimmt Unglück bringen werde. Die junge Dame unternahm trotzdem die Reise, und es war richtig ein Unglück, direkt eine Katastrophe, wie immer, wenn man jetzt reist. Einem meiner Bekannten hat die Wahrsagerin eine junge Frau und viel Geld prophezeit. Auch das ist eingetroffen, denn der Betreffende hat eine junge Frau geheiratet, die ihn eine Menge Geld kostet. Lauter Erfolge, die mich veranlassen, auch mein Zukunftsheil in Frau Indras Hände zu legen. Das dürfte doch die richtige Adresse sein. Wenn mir überhaupt noch jemand helfen kann, dann ist es Frau Indra. Sie wird meine Ratlosigkeit beschwichtigen, meine unruhige Neu-

gierde stillen, und so wird sich der trübe Blick in die Zukunft aufhellen — im Zeichen Indras.

Einer indischen Gottheit, wie man nach dem Namen vermuten könnte, ähnelt sie allerdings nicht. Frau Indra ist eine kleine alte Dame mit einer Art Gugelhaube und Händen, die schon viel Karten gemischt und Geschirr abgewaschen haben: eine philosophisch gewordene Bedienerin. Aber die Gottheit sucht sich gern unscheinbare Geschöpfe aus, durch



deren Mund sie spricht. Zunächst müssen wir im Vorzimmer warten, wo es durcheinander nach Feigenkaffee, Karbol, Kernseife und Petroleum riecht, so daß ich mir hier schon von der Zukunft eine Nase voll nehmen kann. Dann werden wir ins Sprechzimmer eingelassen, nämlich in die Küche, wegen der Wärme und weil sie fürs Kartenausschlagen das passendste Milieu ist. In meiner Gesellschaft befindet sich eine junge Dame, die nicht den nötigen Ernst für die Si-

tuation aufbringt und fortwährend lacht, weil sie noch alle Zähne und ein sonniges Naturell hat. Frau Indra läßt sich dadurch nicht beirren, heißt uns auf Küchenstockerln Platz nehmen und beginnt mit tiefem Ernst auf dem Küchentisch die Karten zu mischen. An diesen Karten kleben schon viele menschliche Schicksale, deshalb sind sie wohl so unsauber. Zuerst kommt die Dame dran: dreimal abheben und das Geburtsjahr und -monat sagen. Und sie bekennt ungeniert ihre Neunundzwanzig, denn bei der Wahrsagerin sagt auch die aufrichtigste Frau ihr wahres Alter. Frau Indra hat unterdessen die Karten aufgelegt und nachdenklich hineingeblickt: „Zum Ehestand steht Ihnen einer, ich seh' ihn ganz in der Näh'. Nachdem Ihna Monat der Juni is, dürfen S' kein' Febermann heiraten. Sonst is ganz egal: braun, schwarz, rot, blond — nur kein' Febermann.“ Und dann gibt sie noch einige goldene Heiratsweisheiten von sich, die alle stimmen, bis auf die Kleinigkeit, daß die Dame schon einige Zeit und erfolgreich verheiratet ist. Aber es wäre unschön, Frau Indra durch diese nebensächliche Nichtigstellung zu kränken, denn sie meint es gut und schließt mit dem treuherzigen Rat: „Wär' net schlecht, wenn eins von die Eltern bald sterben möcht . . .“ — eine seelensgute Person, die Frau Indra.

Nun komme ich an die Reihe, mit derselben Einleitung. Ohne mich näher anzusehen, verfaßt Frau Indra auf Grund der Karten folgenden bemerkenswerten Steckbrief von mir: „Mei' lieber Mann, sehr alt werd'n S' net. So fünfundsechzig, kann sein auch achtundsechzig. Die verheirateten Frauen sehen Ihna sehr gern. Selbst werden S' auch heiraten, aber net viel Kinder aufziehen, höchstens drei, vier. Bei Ihna geht alles mit'n Kopf. Sie haben sehr guate Ideen,

aber meistens schlecht ausgeführt.“ Sollte sie mich doch kennen? Ich hätte nicht gedacht, daß meine Gott sei Dank noch ungesammelten Werke auch in der Bräuhausgasse schon bekannt sind. Frau Indra fährt fort: „A großes Unglück hab'n S' noch net g'habt, aber viel Pech. Ihna Malheur war's, daß net bei Zeiten von da weg sind, sonst hätten S' es viel weiter bracht.“ Sie meint offenbar die Valuta. Ja, wenn ich heute Francs oder Dollar hätte... Aber Frau Indra tröstet mich sofort: „Liaber Mann, Sö müssen Ihna gedulden, bis mr zweiundzwanzig schreiben. Dann kommt auf einmal Ihna großes Glück von auswärts. Von den Jahr an wird Ihnen alles von selbst gelingen, Sie können tun und anstellen, wia S' es wollen.“ Also, dann kann ich hintereinander die schlechtesten Stücke schreiben und alle haben Erfolg — so etwas war schon da... Und jetzt wird Frau Indra ganz düster: „So wie S' alles immer mit'n Kopf g'macht hab'n, so werd'n S' auch am Kopf sterb'n. Ihnere Nerven, die immer so waren,“ sagt sie und streckt erläuternd die Finger aus, „die werden dann auf einmal so sein“, und ballt die Finger. „Aber bis dorthin wird Ihna nir g'seh'n: erschlagen, ausg'raubtwerd'n, na, so was net“, meint die Frau Indra — allerdings unter der Voraussetzung, daß ich rechtzeitig von Wien weggehe...

Meine eigene Zukunft kenne ich jetzt ganz genau. Doch das genügt mir nicht, denn mir ist es doch um das Allgemeine, Ganze zu tun. Aber auch das ist jetzt nicht mehr so schwer, nachdem ich der Frau Indra in die Karten geguckt habe und weiß, wie es gemacht wird. Ich beabsichtige, mich auf Grund meiner neuen Kenntnisse als Wahrsager und Kartenausschläger zu etablieren, natürlich nur in großem Stil.

Die staatlichen und städtischen Faktoren, deren Voraussicht sich bisher so glänzend bewährt hat, können sich fortan alles Kopfzerbrechen ersparen. Sie brauchen sich nur in meiner Sprechstunde einzufinden und können aus den Karten genau erfahren, was ihnen und uns bevorsteht. Jedoch werde ich nicht, wie Frau Indra, bloß aus alten abgegriffenen Patiencekarten wahr sagen, sondern für jede Kundschaft ein eigenes Kartenspiel vorbereiten. Für den Direktor der Straßenbahnen und den Staatssekretär für Verkehrswesen beispielsweise Fahrkarten und außerdem das große Einmal-eins, der beste Behelf beim Fahrkartenverkauf. Wenn sie wissen wollen, wie sich das reisende Publikum dazu verhalten wird, schlage ich einfach Pic-Sieben und Karo-Acht auf: Ärger und großes Hindernis. Dem Staatssekretär für Ernährungswesen werde ich natürlich aus den Lebensmittelfarten weis sagen, allerdings ganz vergeblich: „Nach den Karten steht mir seit drei Monaten der Oktoberzucker zu und daneben steht Treff, das ist bitter.“ Will er wissen, wie die staatliche Wirtschaft weitergehen soll, so liegt schon Karo-Neun da: Veränderung, Zentralisierung und Verstaatlichung des Schleichhandels, die einzige Möglichkeit, ihn völlig lahm zu legen. Dem Post- und Telegraphendirektor zeige ich Karo-Aß und Karo-Bub: Brief und wichtige Nachricht. Das bedeutet soviel als wie: jemand möchte mir gern telephonisch sagen, daß er mir geschrieben hat, weil er mich aber nicht erreichen kann, schickt er mir ein Telegramm, denn das bekomme ich vielleicht doch brieflich. Auch der Staatssekretär für Finanzen dürfte sich bestimmt bei mir einfinden, um sich über die Zukunft der Kriegsanleihe zu informieren. Und jedem werde ich unerbittlich aufrichtig wahr sagen: das, was er befürchtet und

ohnehin schon längst weiß. Denn gerade das kann nicht oft genug gesagt werden.

Auch Anfragen aus dem Publikum dürften an mich gelangen. Es liegen ja so viele rätselhafte und ungewisse Dinge in der Wiener Luft. Frage: Was haben wir von der Ententehilfe zu erwarten? Antwort: Wiedererstattung der weggenommenen Milchkuhe in Form von Büchsenmilch. — Frage: Werden wir durch die Verpachtung des Tabakmonopols an Holland besseres Rauchmaterial bekommen? Antwort: Schwerlich, denn was nach Osterreich gelangt, dürfte nur der Abfall der Niederlande sein — eine Antwort, die begreiflichen Unmut erregt. Frage: Wird der Einspänner tarif nicht endlich in einer beide Teile beschwichtigenden Form geregelt werden? Antwort: Ab Neujahr wird der Peitschenhieb das Fünfzehnfache kosten.*)

Am naheliegendsten und häufigsten wird natürlich die Frage sein: Wann wird man in Wien wieder erschwinglich, erträglich und menschenwürdig leben können? Aber da muß ich, so leid es mir tut, die Auskunft verweigern. Auf solche ferne Prophezeiungen lasse ich mich überhaupt nicht ein. Ich befaße mich prinzipiell nur mit dem Wahrsagen der nächsten Zukunft, die ich selbst noch erleben kann, und da mir die Frau Indra höchstens dreißig bis vierzig Jahre gibt, so hat die Frage nach dem normalen menschenwürdigen Wiener

*) Anmerkung für Nichtwiener und spätere Generationen: Im Jahre 1919 hat es sich nämlich in Wien tatsächlich ereignet, daß einem Fahrgast, der auf die Fahrt wegen des unmäßig hohen Preises verzichtete, von dem Einspännerkutscher ein Peitschenhieb versetzt wurde, angeblich mit dem Rufe „Fahr' mr, Euer Gnaden!“ — aber das dürfte eine Übertreibung sein.

Leben für mich gar kein persönliches Interesse. Die Frau weiß, was sie sagt. Länger mache ich's auf keinen Fall und dann werde ich „am Kopf“ sterben: denselben Kopf, den ich mir immer vergeblich darüber zerbrochen habe, wie man in diesem Wien leben kann.

(1919)

Das papierene Kalb.

Valuta-Miniaturen.

Von einem Tanz um das goldene Kalb zu sprechen, wäre durchaus unzutreffend. Zu einem Götzenbild aus Gold reicht es längst nicht mehr. Nicht einmal Silber oder auch nur Nickel oder Kupfer können wir uns leisten, sogar das Eisen geht uns schon aus. Wir haben nichts als Papier und wieder Papier. Das ist unser einziger Überfluß, und darin wühlen und schwelgen wir. In den seltenen Momenten nüchtern ruhiger Besinnung wissen wir ganz genau, daß dies alles nur Selbsttäuschung ist, diese papierene Fülle, die sich unheimlich anhäufenden Zettel, diese Summen und Kapitalien, die nur rascheln, aber kein Gewicht, keine Kraft haben. Wir wissen, daß das alles trostlos und sinnlos ist. Aber getanz wird dennoch. Der urewige Menschheitstanz um das papierene Kalb, das aus Banknoten, Renten und ähnlichen angeblichen Wertpapieren zusammengestückelt ist. Noch nie ist dieser Tanz so hemmungslos ekstatisch getanz worden, mit solchen grotesken Figuren und Verrenkungen, noch nie ist der Göze Geld so verzweifelt angebetet worden. Manchmal ist es einem, als ob man in dieser Stadt überhaupt nur mehr zwei Worte hören würde: die Krone, in Verbindung mit einer täglich kleiner werdenden Zahl und vor allem das Wort:

Valuta. Das ist das Zauberwort, das alles Denken und Fühlen, alle Gemüter, Pläne und Beziehungen beherrscht. Das ganze Wiener Leben spielt sich jetzt im Zeichen der Valuta ab. Entwertung, Zusammenbruch, das sind uns schon selbstverständliche, beinahe vertraute Begriffe geworden, mit denen alle rechnen und viele spekulieren. In diesem papierenen Chaos sind zwei entgegengesetzte Erscheinungen zu beobachten: die Sucht, möglichst viel Kronen zusammenzuraffen und das ängstliche Bestreben, sie wieder möglichst rasch los zu werden. Man betet das Geld an und man fürchtet es. In Babylon dürften geordnetere Verhältnisse geherrscht haben als in dieser Valutastadt am blauen Papiergeldstrom, die jede Ähnlichkeit mit sich selbst verloren hat. Wer dem Wiener Leben, den Wiener Menschen von heute zusieht, der erkennt: nicht bloß die Krone, auch die Menschen sind hier entwertet und das tägliche Leben hat einen furchtbaren Tiefstand erreicht.

In der Hotelhalle. Man nennt sie auch den Rangierbahnhof, weil hier so viele Waggons „geschoben“ werden. Einmal war es ein erstklassiges, exklusives Hotel, jetzt ist es ein Mittelding zwischen Winkelbörse und Schieberkaffeehaus. Man kann nicht einmal von einem gemischten Publikum sprechen, denn die Gestalten, die sich im Vestibül und in der Halle drängen, sind alle so ziemlich von der gleichen Art und alle führt derselbe Zweck her: Geschäfte machen — wenn es nicht anders geht, auch erlaubte und einwandfreie. Sie machen ihre Geschäfte außerhalb eines Bureaus, fern von Hauptbuch und Kassabuch und obwohl sie durchaus keine Feldherrnnaturen sind, haben sie dennoch eine Eigentümlichkeit mit Wallenstein gemeinsam: sie geben prinzipiell nichts

Schriftliches aus der Hand. Hier sieht man kuriose Gruppen: bedenklich tadellos angezogene neue Gentlemen in trauriger Gemeinschaft mit defekt gekleideten, gleichsam aus Überzeugung unsoignierten Herren. Mancher, von dem man bestimmt weiß, daß er vor kurzem noch ein rätselhafter Agent oder Akquisiteur war, tritt hier stolz und nobel auf, jeder Zoll ein Schieber. Alle möglichen Sprachen und Akzente hört man hier, am häufigsten ungarisch, südslawisch, italienisch, auch französisch, ab und zu sogar deutsch, aber nie ein einwandfreies. In dieser Hotelhalle ist alles zu haben: Lebensmittel, Knabenkleider, Antiquitäten und Galoschen, aber nur waggonweise. Der beliebteste Artikel jedoch ist: Valuta. Darum dreht sich hier alles. Man sieht förmlich die Schwankungen der Krone, der Mark und Lire, und zwischen einem Ende der Halle und der anderen bestehen beträchtliche Kursspannungen. Hier werden fortwährend teure Zigaretten geraucht, echter Kaffee getrunken, wird telegraphiert, interurban telephoniert, mit Trinkgeldern herumgeworfen. Geld spielt hier keine Rolle: es sind ja nur Kronen. Und man kann von Glück sagen, wenn man dieses Valutahotel verläßt, ohne daß man sich irgend etwas hat zu schulden kommen lassen.

Der Valutagreisler. Ob es ein großes Delikatessengeschäft ist oder ein kleiner Laden, darauf kommt's nicht an. Überall ist es dasselbe. Auch dem kleinsten Greisler genügt es heute nicht mehr, durch Einkauf und Verkauf sein bürgerlich normales Geschäft zu machen. Auch er steht im Banne der Valuta, der Kronenkurse und spekuliert auf seine primitive, aber rentable Art mit. Der ganze Laden ist angefüllt mit ausländischen Waren: französische und schweizerische

Schokolade, italienische Würste, amerikanische Konserven, portugiesische Sardinen, polnische Schnäpse. Lauter Dinge, die nur zum Tagespreis verkauft werden und täglich anders, also höher notieren. Es ist eine Börse im Kleinen, und die Preise diktiert der simpel aussehende Mann mit den roten Händen und der weißen Schürze. Vor einigen Jahren hat er gewiß noch keine Ahnung gehabt, was das Wort Valuta bedeutet. Jetzt weiß er es ganz genau, denn er sieht jeden Morgen nach, wie die verschiedenen ausländischen Valuten und Devisen notieren. Und dann geht er zu seinen Stellagen, fängt an umzurechnen, und dann kostet das Kilogramm Schokolade, das gestern Abend noch um achtzig Kronen zu haben war, hundertzwanzig Kronen, und auch die Sardinen können, stumm wie Fische leider sind, nicht dagegen protestieren, daß sie plötzlich doppelt so teuer sind. Und wenn die Kundschaft den Mut aufbringt, darüber zu staunen oder gar ungehalten zu sein, dann erhält sie prompt die Antwort, daß die Krone in Zürich nur mehr auf fünf steht, daß die Preise lächerlich billig und eigentlich schon überholt sind. Ob wohl jemals wieder Zeiten kommen werden, wo die Wiener Greisler nichts von Zürich und Valuta wissen werden?

Gesellschaftsgespräch. Man kommt nach dem Nachtmahl oder was man so nennt, zusammen und sitzt fröstelnd in einem von einer Glühlampe verdunkelten Raum. Das Gespräch will sich nicht recht in Gang setzen. Man spricht von Holz, von den letzten Einschränkungen, von der „Frau ohne Schatten“, von Verlobungen und Scheidungen, aber ohne wirkliches Animo. Bis endlich jemand das erlösende Wort Geld ausspricht, und sofort ist Leben und Stimmung

da. Ein wohlgenährter junger Mann, der bestimmt als Achtzehnjähriger schon ein alter Geschäftsmann war und der jedes kommerzielle Wort wie aus Fett herausgebakken ausspricht, wirft überlegen und selbstbewußt mit Schlagworten, wie Transaktion, Gesellschaft mit beschränkter Haftung, Parität und mit tschechoslowakischen Kronen um sich. Alles schwelgt in ausländischen Preisen, alles rechnet leidenschaftlich um. Auch die Damen beteiligen sich an der Spekulation und erzählen von entzückenden braunen Schuhen, die in der Schweiz hundert Franken kosten und hier um sechshundert Kronen zu haben sind, also direkt geschenkt. Abseits in einer Ecke sitzt ein Herr mit einer jungen Dame in vertraulichem Geflüster. Was flüstert er denn? „Fünfdreiviertel — das ist unerhört.“ Gott sei Dank, endlich einer, der bei dieser Zahl nur an kleine Frauenhände denkt. Und was erwidert sie denn auf das Kompliment? „Sie glauben also, man soll noch Lire kaufen?“ . . . Ein Valutasfirt. Es ist zum Verzweifeln.

Wie lang wird dieser Tanz noch weitergehen? Wie lang werden wir uns noch in sinnloser Betäubung um das papierene Kalb drehen? Soll unser ganzes Schicksal, unser tägliches Leben nur von Zürich und Amsterdam abhängen, sollen wir immer nur ein Spielzeug der Schwankungen und Spekulationen sein und nie mehr festen Boden unter den Füßen haben? Dieser täglich winziger werdende Kronenkurs ist doch längst kein reeller Maßstab mehr, denn schließlich gibt es doch für jedes Land nur eine Valuta: die der Arbeit, der Leistungen, der Produktion. Freilich, auch diese Valuta steht bei uns erbärmlich schlecht. Wir produzieren immer nur Papier und wieder Papier, und wenn es ein besonders großes

Stück Papier ist, dann heißt es Finanzplan. Man kann es sich schon gar nicht mehr vorstellen, wie das weitergehen, wie dieser Winter sich gestalten soll. Was kann denn noch Ärgeres kommen? Wir werden im Dunkeln frieren und hungern, die Krone wird auf Vier und Zwei heruntergehen. Und wenn dieser Valutawinter noch so bitter und streng wird, die eine tröstliche Gewissheit bleibt uns: unter Null kann die Krone doch nicht sinken. (1919)

Das Kabarett zum großen Stier.

Ein Wiener Spezialitätenprogramm.

Um einem dringenden lokalen Bedürfnis abzuhelpfen, habe ich mich entschlossen, unbedingt noch ein Kabarett zu gründen. Eine Bevölkerung, die ohnehin nichts zu lachen hat, kann nicht genug Unterhaltungslokale haben. Selbstverständlich wird das neue Kabarett seine eigene, zeitgemäße Note haben — was für eine Note das ist, wird sich schon im Verlaufe des Programms herausstellen. Den geeigneten Raum für das neue Unternehmen zu finden, hat zunächst einige Schwierigkeiten bereitet. Die in Betracht kommenden Souterrainlokalitäten der Inneren Stadt sind fast durchwegs schon durch ähnliche Vergnügungsbetriebe besetzt. Schließlich habe ich doch etwas Passendes gefunden, allerdings etwas entlegen, nämlich einen Keller der städtischen Schlachthaus- und Kühlanlagen, wo schon so viel verdorbenes Sauerkraut den Weg alles Schweinefleisches gegangen ist, also ein Lokal, das schon durch seine Vergangenheit für groteske Kabarettzwecke geradezu prädestiniert ist.

Natürlich war eine gründliche Adaptierung nötig. Es war nicht leicht, in dem Keller, in dem sonst hundert gesalzene Schweine bequem Platz hatten, Raum für sechshundert entzückte und gesalzene Preise zahlende Besucher zu schaffen. Aber ich ließ einfach zweihundert winzige Tischchen für je drei Personen aufstellen, und so kann ich mühelos sechshundert

Personen unterbringen. Zur Ausschmückung der Wände verwendete ich alles das, was mir von der großen Zeit als unverwendbar übrig geblieben war: Kriegsanleiheplakate, patriotische Bilder und Aufrufe, die jetzt erst ihre volle humoristische Wirkung tun: „Spendet Nachthemden und Taschentücher“, oder: „Liefert Euer ganzes Metallgeld ab, Ihr erweist dadurch dem Staat und Euch einen wertvollen Dienst“. Aber auch die Schlagworte der heutigen Zeit haben sich als ungemein dekorativ erwiesen: die verschiedenen Wahlaufrufe, Parteiprogramme, Vollzugsanweisungen und Verbote sind heute, wo kein Mensch sie mehr ernst nimmt, die lustigste Kabarettzierde.

Auch ein richtiges Orchester habe ich bereits zusammengestellt. Es sind darin alle zeitgemäßen Stimmen und Instrumente vertreten: verschiedene Mittelstandseristzenzen, die flöten gegangen sind, ehemals bedeutende Zeitgenossen, Staatsmänner, Heerführer und Autoren, die mit Pauken und Trompeten durchgefallen sind, und außerdem sehr viele Reklametrommeln. Das in einem großen Orchester erforderliche Blech wird durch eine Anzahl Verordnungen ersetzt, und die sogenannte Holzharmonie wird durch einige Holzhändler vertreten, die in schöner Harmonie beschließen, mit dem Verkauf des Brennholzes so lang zu warten, bis man dafür zwei Kronen pro Kilogramm verlangen kann. Nicht einmal das erschütternd dröhnende und klagende Richard Strauß-Orchester dürfte instande sein, der Wiener Menschheit ganzen Jammer derart auszudrücken, wie diese Kapelle aus Wiener Zeitstimmen.

Außerdem gibt es natürlich auch noch andere Darbietungen. Das Eröffnungsprogramm ist streng bezent, ohne dabei

das Schamgefühl gröblich zu verletzen. Bei der Auswahl der Mitwirkenden habe ich nicht so sehr nach ihrer Kunst und ihrem Können gefragt, sondern vor allem nach der Sensation, dem womöglich unliebsamen Aufsehen, das sie in der Wirklichkeit erregt haben. Überhaupt: Wirklichkeit, Nummern aus dem täglichen Wiener Leben, das sind meine Hauptschlager. Da ist vor allem ein gewesener Hoffchauspieler, dessen klassische Kunst jetzt nach Brot geht, und zwar nach Butterbrot, und das kann er sich nur durch Kabarettgagen leisten. Deshalb steigt der Künstler durchaus nicht von seinem Niveau herab. Er spricht lauter klassische Nummern, pardon, Szenen, die nur für Nachtmahlzwecke etwas adaptiert sind. So tritt in der Szene in Fausts Studierzimmer der Pudel wirklich auf und zeigt, während Faust seine umständlichen Betrachtungen anstellt, alle Künste eines gebildeten Varietéhundes, vom Zigarettdrehen bis zum Rasieren mit dem Gilletteapparat. Und wenn er als Hamlet, statt mit dem Totenkopf zu philosophieren, mit mehreren Totenköpfen jongliert, so wird das gewiß genau so verständnisvollen Beifall finden, wie die zeitgemäße Auffassung von Richard III. Ein Pferd, ein Königreich für ein Pferd. Das Pferd wird auf die Bühne gebracht, worauf Richard III. es sofort mit beträchtlichem Nutzen weiterverkauft.

Von den sonstigen Spezialitäten des Programms sind hervorzuheben: eine Nackttänzerin, die aber keinerlei pikante Absichten, sondern wirklich nichts anzuziehen hat, ein moderner Fakir, nämlich ein im Krieg rasch reichgewordener Mann, der, obwohl er es nicht mehr nötig hätte, sich noch immer gern als Messerschlucker produziert, ein Tierimitator, der mit verblüffender Echtheit einen Hamster und die Schafsgeduld

der Bürger kopiert und außerdem darstellt, wie wir auf dem Hund und die meisten Maßregeln für die Kas' sind. Dem gegenwärtigen Geschmack trägt eine kleine Spieloper Rechnung, in der nicht gesungen, sondern wirklich gespielt wird, und zwar zu den höchsten Einsätzen. Das Finale bringt eine polizeiliche Razzia von derartiger Realistik, daß sich viele Zuschauer schuldbewußt unter die Tische verkriechen. Während der Aufführung der Spieloper werden, nach dem vornehmen Beispiel des Operntheaters, die Preise plötzlich erhöht.

Besonders stolz bin ich darauf, daß es mir gelungen ist, ein Quartett der größten Einspänner und Chauffeure für ein kurzes Gastspiel zu verpflichten. Das war wirklich nicht leicht und ich war froh, daß mir bei den Engagementverhandlungen nur die Wahl weh getan hat und nicht auch ein Peitschenhieb. Von sonstigen Kuriositäten nenne ich noch einen höflichen Greisler, einen pünktlichen Hausmeister und einen Skelettmenschen, der immer alles befolgt, nie einen Anstand gehabt, nur das Erlaubte und Zugewiesene verzehrt hat und trotzdem, allem Anschein nach, noch immer lebt. Ursprünglich hatte ich auch die Absicht, mir von zwei fixen Schnelldichtern eine Wiener Revue schreiben zu lassen, die die Tagesereignisse satirisch glossiert. Aber ein solches unständliches Wirklichkeitsverfahren habe ich bei meinem Wiener Wirklichkeitskabarett nicht nötig. Da ist es doch viel einfacher, ich engagiere mir gleich die Originale selbst, bringe die verschiedenen Politiker, Machthaber, Wichtigtuer, Arbeiter- und Soldatenräte auf die Bühne und lasse sie dort ihre Konferenzen abhalten und ihre Beschlüsse fassen — das ist die beste satirische Revue, die man heute bringen kann.

Zu einem richtigen Kabarett gehört auch ein Conferencier

und den mache ich, der Herr Direktor selber. Ein Conferencier besteht in der Hauptsache aus einem Frack, einer gelangweilten Miene und einem eingebauten Monokel. Außerdem muß ein Conferencier die Hände immer in den Hosentaschen haben und überhaupt zwanglos sein bis zur Ungezogenheit. Ich beabsichtige, eine Neuerung einzuführen, indem ich die Conference mit dem Rücken gegen die Zuhörer spreche und folgendermaßen beginne: „Ein gräßliches Publikum. Ob die sich unterhalten oder nicht, ist mir egal, die Hauptsache ist, daß sie gezahlt haben.“ Hierauf folgen noch einige kräftige Grobheiten, denn bei so hohen Preisen lassen sich die Leute heutzutage alles gefallen.

Jetzt hätte ich so ziemlich alles beisammen, nur das Wichtigste fehlt mir noch: der Name des neuen Kabarettts. Er muß verlockend und abschreckend zugleich sein, noch nicht dagewesen und dabei selbstverständlich, irgendein Wort, das in der Luft liegt. Das beste wäre vielleicht: Kabarett zum großen Stier. Natürlich ist „Stier“ nicht in der Kindviehbedeutung des Wortes zu verstehen, sondern in der wienerischen: der Zustand völliger finanzieller Zerrüttung, wo einem schließlich alles egal wird. Darauf gründet sich doch mein ganzes Programm, danach sind die Preise und Sitten meines Unternehmens zugeschnitten. Heutzutage, wo die schlechtesten und unverwendbarsten Sachen zu Geld gemacht werden, wäre es doch wirklich ein Leichtsinns, die groteske und unwahrscheinliche Wiener Wirklichkeit nicht als Kabarettprogramm zu verwerten. Ich halte das direkt für eine sittliche und befreiende Tat. Wenn mir das so gelingt, wie mir's vor-schwebt, dann öffnet sich mir vielleicht noch die große politische Karriere, und ich sehe mich schon, getragen von dem

Vertrauen einer ausgefackelten Bevölkerung, kandidieren: auf Grund eines Kabarettprogramms, im Zeichen des großen Stiers. Nur eines könnte meinem Unternehmen gefährlich werden: eine plötzliche Besserung der Valuta, der wirtschaftlichen Verhältnisse, eine allgemeine Ernüchterung, ein Vernünftig- und Sparsamwerden. Aber soweit ich meine Mitwirkenden, meine bewährten Kräfte und Gäste kenne, ist das in absehbarer Zeit bestimmt nicht zu befürchten.

(1919)

Spaziergang durch den Frieden.

Aus dem gestrigen ins heutige Wien.

So sieht also der Friede aus . . . Nicht das dicke Schriftstück, in dem uns mit einer wohlwollend gönnerhaften Miene unsere Demütigung und Verelendung diktiert und in dem uns noch in soundsvielen Punkten eine genaue Anleitung gegeben wird, wie wir zugrunde gehen sollen. Das ist bloß ein Friedensvertrag, aber kein Friede und hat gar nichts mit jenem beglückenden Gefühl, jenem befreiten Aufatmen zu tun: jetzt ist der Krieg endlich wirklich aus, jetzt ist der erste Friedenstag da. Der Form nach ist es ja noch nicht so weit. Vorher muß alles noch einmal erwogen, dann beschlossen und ratifiziert werden. Aber das vom ewigen Warten und vergeblichen Hoffen ungeduldig gewordene Gemüt ratifiziert das Friedensgefühl schon jetzt, bevor noch die Unterschrift unter das zum Verzweifeln gönnerhafte Schriftstück gesetzt ist. Wenigstens gefühlsmäßig möchte man den ersten Friedenstag genießen, auf den man endlos lang gewartet hat: mehr als fünf Jahre, etwa zweitausend Tage, eine furchtbare, seelentrüttelnde Wartezeit, ausgefüllt mit Erschütterungen, Enttäuschungen, Erniedrigungen jeder Art. Nur durch die Hoffnung, den ersten Friedenstag zu erleben, hat man das alles ertragen und in der ärgsten Depression hat man sich immer wieder durch dieselbe Vorstellung aufgerichtet: wenn einmal

Friede sein wird. Weiß Gott, man hat sich das ganz anders vorgestellt. Die Illusion vom ersten Friedenstag hat sich von Jahr zu Jahr verändert. Zuerst, in der berauschten Torheit des Kriegsausbruches, hat man dabei an Sieg, Triumphpforten und Hurrageschrei gedacht. Bald ist man bescheidener geworden, hätte gern auf Triumph und Hurra verzichtet und sich mit einem erträglichen raschen Ende begnügt, und schließlich hat man sich vom Frieden überhaupt nichts mehr erhofft, als Heimkehr und Ruhe, Ordnung und Lebensmöglichkeit, Versöhnung, Menschlichkeit und Semmeln. Eine Illusion, eine Erwartung nach der anderen ist abgefallen, wie die Äste vom morschen Baum, bis von den ganzen Friedenshoffnungen nichts übrig geblieben ist, als ein hoffnungsloser Friedensvertrag. Ja, nicht nur der Krieg, auch der Friede sieht in der Nähe ganz anders aus, als wir uns damals vorgestellt haben.

Damals . . . Unwillkürlich überkommt einen der Wunsch, sich heute, an dem ersten Friedenstag von 1919, den letzten, wirklichen Friedenstag von 1914 zu rekonstruieren. Wie hat damals die Welt, vor allem unsere nächste, das Wiener Leben und die Wiener Menschen, ausgesehen? Das ist doch nur fünf Jahre her, und an viel ferner Liegendes erinnert man sich ganz deutlich. Nur dieser letzte Friedenstag ist wie weggewischt aus dem Gedächtnis. Kein Wunder. Unser aller Erinnerung ist gestört und getrübt durch fünfjährige Alteration, durch Sorgen, Ängstigungen, Zumutungen. Wir sind überhaupt nicht mehr dieselben Menschen von 1914, bloß weitschichtige Verwandte mit losem Zusammenhang, wir sind sozusagen unsere eigenen, deklassierten und degenerierten Nachkommen. Und man weiß ja auch nicht, wo und wann man mit

dem Erinnern beginnen soll. Wann war eigentlich der letzte Wiener Friedenstag: damals, an jenem schwülen Julisamstag, an dem unser Ultimatum abgelehnt wurde? Oder war es der strahlend schöne Junisonntag, an dem Franz Ferdinand ermordet wurde? Oder war, ohne daß wir es ahnten, schon viel, viel früher der letzte Friedenstag gewesen? . . . Man kann sich nur mit Mühe irgendeinen der letzten Wiener Friedenssonntage zusammenstellen, in seinen äußerlichen, banalen Einzelheiten, um ein ungefähres Bild des tagtäglichen kleinen Lebens, der Genüsse und Zerstreuungen, der winzigen Friedenssorgen und Friedenspreise zu gewinnen. Wahrscheinlich hat der Sonntag beim Kafeur begonnen, denn damals ging es uns noch nicht so glänzend wie heute und man konnte und mußte sich auch am Sonntag rasieren lassen, aber dafür hat das Vergnügen nur vierzig Heller gekostet. Dann ins Kaffeehaus, wo man sich, ohne eine Gesetzesübertretung, Anzeige oder Verfolgung befürchten zu müssen, guten Gewissens eine Teeschale Melange mit Doppelschlag und zwei Stück Würfelzucker geben ließ und den überladenen Brotkorb sittlich entrüstet zurückwies, wenn kein Mohnkipfel drin war. Und wehe dem Ober, wenn er nicht schon mit der Trabuko bereit stand und wenn sie nicht blond war oder wenn das Feuerzeug auf dem Tisch nicht mit Benzin gefüllt war. Schließlich bekam der Mann ja ein fürstliches Trinkgeld: zehn Heller . . . Den Vormittag verbrachte man in der Krieau oder auf dem Corso oder sonst einem der Plätze, wo sich die gutsitzenenden Toiletten und Anzüge treffen, und bewundernd flüsterte man einem jungen Mann nach: der läßt bei dem großen Schneider am Graben arbeiten und zahlt zweihundert Kronen für den Anzug. Das etwas reichlichere Sonntag-

mittageffen nahm man in der zweiten Abteilung eines ersten Hotels und kam sich nach der Fünfkronenzeche wie ein gutstuurter Hochstapler vor. Der Nachmittag aber gehörte der grünen Natur oder, was dasselbe in Blond war, der Freundin. Die Stadtbahn verkehrte so regelmässig, daß man sich ein Auto nahm, in dem man ruhig die Grenze überschreiten konnte, nämlich die von Wien, und das Ziel war ein schön gelegenes warmes Nachtmahl mit Aussicht auf eine Erdbeerbowle. Nachher zum Heurigen oder in den Wurstelprater, wo es damals eine ebenso sinnige wie produktive wienerische Unterhaltung gab: das Werfen auf Flaschen und Zeller, bis sie zerbrochen waren. Das ganze Sonntagsprogramm kostete einen etwas größeren zweistelligen Betrag, und deshalb hatte man nachher manchmal moralische Anwandlungen. Man spürte dunkel, daß dieser urwienerisch üppige Luxus über unsere Verhältnisse ging, daß wir alle gedankenlos in den Tag und in die Nacht hinein lebten, und wer weiß, ob nicht schon damals, bei Erdbeerbowle und Musik, der Krieg begonnen hat . . .

Erinnern ist doch leichter, als das klar und scharf zu sehen, was ringsum ist. Wie sieht der erste Wiener Friedenstag von 1919 aus und hat er überhaupt ein eigenes, besonderes Gesicht? Ach, er ist ein Wiener Tag, wie sie alle jetzt sind. Keiner Menschenmiene ist irgendwie das Bewußtsein anzumerken: der Friede ist da. Weder Freude, noch Erbitterung macht sich geltend. Der erste Friedenstag zieht unbeachtet in Wien ein, wie ein armseliger Fremder, für den sich niemand interessiert. Wir sind schon zu apathisch, zu mürbe und resigniert, um ein stärkeres Feiertagsgefühl, das weder den Magen, noch die Briestafche berührt, empfinden zu können.

Oder ist diese Apathie vielleicht ein Zeichen von Trauer und Verzweiflung? Dem widersprechen diese grell schreienden Plakatwände, auf dem ein höchster Heuriger, ein tiefstes Nachtlokal oder neues Kabarett neben dem anderen zu grandioser Unterhaltung und Hek' einladen. Oder gehen die Wiener aus lauter Desperation fortwährend, erstaunlich neu gekleidet, spazieren, überfüllen die Kaffeehäuser und Kinos, lassen sie sich aus lauter Kummer überall aufspielen, fesche Tänze, sorglose Melodien, die absolut nicht zum Text passen: weder zum Friedensvertrag, noch zum Preistarif des Lokals. Alle diese Menschen sitzen so unbekümmert da, als wüßten sie nicht, daß soeben ein verheerender Frieden ausgebrochen ist. Aber wenn man sich die Mühe nimmt, hinter diese gute Laune zu blicken und aus dem Vergnügungsspektakel die Untertöne der Not und Sorge herauszuhören, dann erkennt man bald, daß dies nichts ist, als ein allabendlich ausverkaufter Zusammenbruch. Nein, ein Spaziergang durch den ersten Friedenstag ist ganz unmöglich: zu ungemütlich, zu deprimierend und auch zu kostspielig. Man braucht nur einen Blick auf die Ziffern der Auslagen und Speisefarten zu tun, in die verwilderten Parke, die zerstörten Telephonzellen, man braucht nur mit einem Einspänner zu unterhandeln oder sich ins ehrenrührige Straßenbahngedränge zu stürzen und weiß schon genug, kennt die ganze wienerische Entwicklung der letzten fünf Jahre. Damals war das Wiener Leben eine kostspielige Lebenswürdigkeit, heute ist es eine Gehässigkeit bei zehnfach erhöhten Preisen . . . Eine Friedensstunde von heute kostet mehr, als ein Friedenstag von 1914, und an allen Ecken und Enden der Stadt ist die Entwertung der Krone abzulesen, die Verarmung und Deklassierung. Und was das

Traurigste ist: daß die Entwertung des Geldes immer zugleich eine Entwertung der Menschen, ihres Charakters und ihrer Sitten ist. Deshalb die vielen Konzerte und neuen Lokale, die grandiose Unterhaltung und Heß'. Und eigentlich sind wir wieder genau dort angelangt, wo wir anno vierzehn aufgehört haben: bei Erdbeerbowle und Musik. Das sind die Grenzen unseres Bewußtseins, und dazwischen hat sich alles abgespielt: das Welt drama in der Verkleinerung der Wiener tragischen Posse. (1919)

Großstadt zu verkaufen.

Offert an einen Ausländer.

Konjunktur ist alles. Also höchste Zeit, daß endlich ein Schwung in die Sache kommt. So etwas muß großzügig betrieben werden, nicht in verschämten und schüchternen Raten. Wenn wir schon zu einer Auktionshalle geworden sind, dann soll unsere Herabgekommenheit wenigstens hoch hinaufgezitiert werden. Das einzige Wertvolle, was wir noch besitzen, ist unsere Entwertung, folglich muß man daraus gehörig profitieren. Wozu brauchen arme Leute kostbare Gobelins, Bilder und Kunstgegenstände? Wir können noch auf ganz andere Dinge verzichten: auf überflüssige Einrichtungen, unnützes Gerümpel und ähnliche Lurusgegenstände aus dem österreichischen Inventar. Darum muß endlich der große Wiener Räumungsverkauf in Szene gesetzt werden. Wer kauft alte Kultur und wertvolle Erinnerungen? Wer gibt mehr? Seltene Gelegenheit, so lange der altösterreichische Vorrat reicht.

An Käufern fehlt es ja glücklicherweise nicht. Noch nie sind so viele Fremde in Wien gewesen. Es scheint keine wirksamere Förderung des Fremdenverkehrs zu geben, als die Entwertung der Krone. Diese Ausländer sind auch die einzigen, denen es in Wien noch gefällt. Während wir verzweifeln und das Wiener Leben unerschwinglich und trostlos finden, sagen die Ausländer mit einer aufreizenden Begeisterung: das ist die billigste Stadt der Welt, hier läßt es sich herr-

lich leben. Unter Leben verstehen sie vor allem einkaufen: in Lire oder Lei, in Francs, Pfundnoten oder Dollar. Besonders in Dollarwährung scheint Wien jetzt hinreichend schön zu sein. Ein Appartement in einem ersten Hotel kostet fünfzig Cents pro Tag, ein Frühstück zwanzig Cents, das Mittagessen einen Dollar, und mit fünf Dollar täglich kann man schon so nobel leben, wie ein minderbemittelter einheimischer Kriegsgewinner. Im Ausländerviertel der Innern Stadt, zwischen Schwarzenbergplatz und Kärntnerstraße, vom Kohlmarkt bis zum Stephansplatz wird jetzt nur in Lire, Pfund und Dollar gerechnet und gelebt. Hier wird den ganzen Tag lächerlich billig eingekauft: Kleider und Schuhe, Schmuck und Antiquitäten, Schreibmaschinen, Automobile und Anteile an Industrieunternehmungen. Und der eingeschüchterte Wiener schaut diesem ausländischen Wiener Leben zu und denkt sich unwillkürlich: Warum kaufen sie nicht gleich den ganzen Krempel in Bausch und Bogen? . . .

Das wäre doch die naheliegendste und einfachste Lösung. Warum bloß Gobelins, Antiquitäten und Autos, warum nicht die ganze Stadt? Als guter Lokalpatriot bin ich in der letzten Zeit fortwährend auf der Suche nach einem Käufer gewesen, der mir alles das, was in Wien überflüssig ist, zu einem halbwegs anständigen Preis abnimmt. Und nun ist es mir endlich gelungen. An einem der letzten Abende, als ich in einer splendid beleuchteten Bar die bevorstehenden Licht einschränkungen abwartete, fiel mir dort ein allein sitzender älterer Herr auf, die Kleidung und Allüren, die gelangweilt interessante Miene typisch amerikanisch. Er ist eben im Begriffe zu zahlen und fragt: „Was kostet das alles?“ Der Oberkellner nennt einen bescheidenen dreistelligen Betrag. Der

Amerikaner schüttelt den Kopf: „Nein, ich meine die ganze Bar und das Haus dazu.“ Und jetzt erkenne ich ihn: das ist mein amerikanischer Freund, der Mr. Tafe. Im zweiten Kriegsjahr hatte ich ihn in St. Moritz kennen gelernt, wo er sich eben von den Strapazen der Kriegsgewinne erholte. Ein prächtiger, großzügiger Mann, dieser Mr. Tafe, der seinem Namen alle Ehre macht: was der in die Hand nimmt, läßt er nicht mehr aus. Ich trete an seinen Tisch und bringe mich in Erinnerung. Wir kommen bald in ein Gespräch über das heutige Wien, und er beginnt von seiner Schönheit, von seiner alten Kunst und Kultur zu schwärmen. Wenn Mister Tafe schwärmt, dann rechnet er bereits und nach dem dritten Drink macht er mir den Vorschlag: „Sie kennen sich doch aus in Wien. Führen Sie mich herum, zeigen Sie mir, was hier preiswert ist.“ Und ich bin sofort bereit. „Am besten, wir beginnen mit den Einkäufen gleich jetzt am Abend, denn die vorteilhaftesten Geschäfte werden hier im Dunkeln gemacht.“

Wir bummeln zunächst durch die alten Gassen der Innern Stadt. Mr. Tafe fragt mich nach dem Zweck der verschiedenen Regierungs- und Amtsgebäude, eine Frage, die mich begreiflicherweise einigermaßen in Verlegenheit setzt. Auf dem Ballhausplatz bleibt er lange vor dem Staatsamt für auswärtige Angelegenheiten stehen: „Was geschieht da drin?“ — „Hier wird hauptsächlich nach den Kriegsursachen gesucht, statt nach den Ursachen, warum wir noch immer nicht Frieden haben.“ Ich offeriere Mr. Tafe das Gebäude samt allen Not- und Weißbüchern tief unter dem Kostenpreise und gleichzeitig auch unseren leistungsfähigsten Betrieb, die in der Nähe befindliche Notendruckerei der Osterreichisch-ungarischen Bank. In

einer noblen Anwendung überlasse ich ihm auch noch eine Anzahl Politiker sehr billig und gebe überdies sämtliche in den letzten Jahren erschienenen Ernährungsvorschriften, Verbote und Vollzugsanweisungen gratis drauf. „Was soll ich damit?“ fragt Mr. Tafe ganz befremdet. „Mein Gott,“ erwidere ich, „in Amerika sammelt man doch mit Vorliebe Kuriositäten.“

Unser Einkaufsweg führt uns dann über den Graben durch die Rotenturmstraße bis zur Stadtbahn: „Sehen Sie, die kann ich Ihnen sofort sehr billig verkaufen, denn für uns hat sie gar keinen Wert. Die Wiener Stadtbahn ist wenig benützt, gut erhalten, wie neu.“ Im Vorübergehen kehren wir in einem Schieberkaffeehaus ein, wo Mr. Tafe sofort der Mittelpunkt zahlreicher verlockender Offerten ist: zwei Waggon's Sekundenzeiger, sofort greifbar, Olsardinen in Lakriensaft, fünfmal eingesalzenes Schweinefleisch, Friedensware — aber er lehnt kurz ab: „Das exportieren wir selber.“ Auch ich versuche, ihm einiges einzureden: unseren Überfluß an Vergnügungslokalen und Kabaretten, an Operetten, Pokerpartien und Lurusdamen, aber er interessiert sich nur für die Wiener süßen Mädeln, von denen er schon sehr viel Gutes gehört hat. Als ehrlicher Makler rate ich ihm entschieden davon ab: „Die Wiener Mädeln sind längst nicht mehr süß, dafür sehr teuer.“

Es ist spät geworden, und ich begleite Mr. Tafe zu seinem Hotel. Auf dem Wege durch die dunklen, menschenleeren Straßen sehen wir die seltsamen und unheimlichen Gestalten des heutigen Wiener Nachtlebens: Patrouillen mit Bajonett auf, die in Häuser Einlaß begehren, in denen einige Fenster beleuchtet sind. „Wahrscheinlich werden hier politisch Ver-

dächtige ausgehoben?" meint Mr. Tafe. „Nein, es dürfte sich nur um eine Wohnungsrequisition handeln oder eine sträfliche Orgie. Dort oben wird jetzt jemand dabei ertappt, wie er um Mitternacht Makronbäckerei verzehrt und ein Glas Wein dazu trinkt, und darauf sind bei uns die schwersten Strafen gesetzt.“ Mr. Tafe fragte ganz erstaunt: „Gibt es denn in Wien kein Hausrecht?“ — „D ja, aber wir machen leider keinen Gebrauch davon . . .“ Und kaum sind wir einige Schritte von den Schauplätzen dieser Amtshandlungen entfernt, da sehen wir einen Mann, der eben im Begriffe ist, ganz gemüthlich und unbehelligt einen Laden mit Brechwerkzeugen zu öffnen. Mr. Tafe erkundigt sich interessiert: „Sie scheinen wohl ein Einbrecher zu sein?“ Worauf der Mann, ohne sich bei der Arbeit stören zu lassen, erwidert: „Ich bin so frei.“ Und ich füge erläuternd hinzu: „Natürlich ist er so frei — sonst wäre er ja kein Wiener Einbrecher . . .“

Für heute hat Mr. Tafe genug, und wir setzen unser Shopping am nächsten Tag fort. Als praktischer Mann interessiert sich der Amerikaner auch für kurante und preiswerte Kunst, und ich nenne ihm einige unserer hervorragenden Maler. Aber mit Kleinigkeiten gibt sich Mr. Tafe nicht ab, er kauft nur ganze Kunstrichtungen. „Da hätte ich etwas sehr Empfehlenswertes auf Lager: die Expressionisten. Das ist wirklich internationale Kunst, denn bei diesen Bildern kommt es nicht darauf an, was sie darstellen. Sie können also ruhig ein expressionistisches ‚Heustadlwasser‘ drüben als ‚Niagarafall‘ verkaufen.“ Am Nachmittag machen wir noch einen Ausflug in den Wienerwald, der eben von der Wiener Bevölkerung abgeholt und weggetragen wird. Einer dieser freiwilligen Holzfäller motiviert dies mit folgendem, ohne weiteres ein-

leuchtendem Argument: „Bevor i bein Holzhandler siebzig Heller für a Kilo nasses Holz zahl', hau' i mir lieber glei an Bam o. Der is a naß und kost wenigstens nix.“ Ist es da nicht meine lokalpatriotische Pflicht, Mr. Take sofort den ganzen Wienerwald zu offerieren? Das ist die einzige Rettung, denn bei uns hält sich ja nichts. Und Mr. Take ist so gefällig, nebenbei auch dieses Geschäft zu machen und stellt mir noch einen Dollarscheck aus, den zwölften. Damit werde ich zum Staatssekretär für Finanzen gehen und ihm die Kaufsumme für das veräußerte Wien übermitteln, unter der Bedingung, daß alle Minderbemittelten, nämlich alle, die weniger als hunderttausend Kronen Einkommen haben, von der Vermögensabgabe und ähnlichen lästigen Zuschlägen befreit werden. Damit wäre auch das Finanzielle des Ausverkaufes erledigt.

Mittlerweile hat Mr. Take seine Einkäufe längst verpackt und verladen und ist damit auf dem Wege nach Amerika. Von der ganzen Großstadt ist mir nichts übrig geblieben als das, was er um keinen Preis nehmen wollte und was ich so gern um jeden Preis los geworden wäre: das Häuschen des eisernen Wehrmannes auf dem Schwarzenbergplatz, das mir schon lang im Weg steht, diverse alte Kanonen und Uniformen, sehr überflüssige Handgranaten und geladene Gewehre, die ganzen Schieber, Schleichhändler und Spielpartien, allerlei Umsturz- und Hejpolitiker und sonstige ebenso angenehme wie verdächtige Mitbürger. Und damit will ich jetzt versuchen, mir eine neue und bessere Wiener Zukunft aufzubauen.

(1919)

Das Märchen von der großen Zeit.

Meinen Enkeln erzählt.

Eigentlich ist es nur der Entwurf zu einem Märchen, ein theoretischer Versuch, aus der ungeheizten und schlecht beleuchteten Wirklichkeit in eine hellere und sanftere Unwahrscheinlichkeit zu flüchten. Also in eine Zeit, wo das Leben, seine Pflichten und Funktionen schmerzlos und mühelos verlaufen, wo alles sich von selbst verrichtet, das Brot sich selber bäckt, der Eimer sich selbst mit Wasser füllt und die Tiere in zubereitetem Zustande um die Ehre wetteifern, gespeist zu werden. Es gibt nichts Unmögliches, kein Mißlingen und keine Enttäuschung, der Schmerz tut nicht weh, und sogar das Sterben ist eine milde Beschäftigung. Mit einem Wort, ich möchte mir heute, an diesem einsamen, trübsinnigen Weihnachtsabend selber ein Märchen erzählen. Aber keines von den üblichen Märchen, die immer beginnen: es war einmal und damit einen grausamen oder gerechten König meinen, eine gute oder böse Prinzessin, die nie existiert haben. Du lieber Gott, aus Dingen, die sich nie ereignet haben, ein schönes, holdes Märchen zu machen, das ist keine Kunst. Das wäre mir auch kein Trost, keine Ablenkung von dieser dunklen Weihnachtswirklichkeit und ihren Miseren. Darum will ich mir justament daraus ein Märchen machen: aus diesen Miseren, aus dem märchenhaft unwahrscheinlichen Elend, dem Kummer und den Sorgen dieser Tage. Ich will mir also das Märchen von der großen Zeit erzählen, will mir vortäuschen,

daß sie längst vergangen, längst nicht mehr wahr ist und nicht mehr weh tut. Und nach richtiger Märchenart kann ich gleich beginnen: es war einmal ein König . . . Ja, ich könnte sogar beginnen: es waren einmal einige Könige . . .

Übrigens, die Könige spielen in dem Märchen gar keine Rolle. Die Hauptfigur darin bin ich selber. Natürlich nicht in der Gestalt, in der ich jetzt vor meiner Flasche Wein sitze, als lediger Herr in den besten Jahren, die es heutzutage gibt, mit einem englisch gestutzten dunklen Schnurrbart und einer Zigarre im Munde. Im Märchen sehe ich selbstverständlich ganz anders aus, es spielt ja um vierzig Jahre später. Ich bin also schon ein sehr alter Herr; wie alt, das sag' ich nicht genau, damit man mir nicht nachrechnen kann, wie alt ich jetzt bin. Der Wahrheit gemäß muß ich ohne jedes eitle Eigenlob feststellen, daß ich ein sehr netter, ein reizender alter Herr bin. Haare hab' ich wohl nicht mehr viel, aber sie sind schön schlohweiß und ökonomisch verteilt, und man sieht mir an, daß ich mir ernstlich einbilde, noch immer keine Glase zu haben. Der borstige Schnurrbart scheint gefärbt zu sein, und ums Kinn trage ich unbegreiflicherweise einen sogenannten Greislerbart. Meine Augen sind von einem milden, gütigen Blau. Zwar habe ich immer dunkle Augen gehabt, aber wenn man einmal Großpapa ist, dann hat man gewöhnlich gütige blaue Augen, das ist schon so. Ich bin nämlich schon längst Großpapa, wie lang und wieso, das weiß ich nicht genau. Meine liebe Frau hat allem Anschein nach bereits das Zeitliche gesegnet, auf das ich immer geflucht habe — wir waren ja nie einer Meinung. Ich scheine in einer Art Ausgeding bei meiner verheirateten Tochter zu wohnen. Sie ist sehr glücklich verheiratet, was mich

gar nicht wundert. Schließlich habe ich ihr auch eine sehr anständige Mitgift gegeben. Sonst sind zwar in der neuen Zeit Kapitalsanhäufungen und Erbrecht abgeschafft, nur die Einrichtung der Mitgift hat man auch in der neuen Gesellschaftsordnung notgedrungen beibehalten müssen, weil sonst die Menschheit ausgestorben wäre . . .

Meine Tochter ist eine liebe Person, sehr streng, aber gerecht. Ihr Mann ist ein namhafter Advokat, ein glänzender Redner, nur zu Hause hat er nicht viel zu reden. Auch ich komme kaum zum Wort und gar nicht zur Geltung. Man verwendet mich hauptsächlich als dekorativen Zimmerschmuck: der Großpapa im Lehnstuhl, der Großpapa beim Kamin — eine sehr langweilige Beschäftigung. Nach einer stillschweigenden Vereinbarung habe ich auf die Fragen von Besuchern immer nur mit den stereotypen Worten zu antworten: „Ja, ja, du mein Gott . . . Die liebe Jugend . . . zu meiner Zeit . . . freilich, freilich.“ Kurz, ich habe den alten Herrn zu spielen. Daß ich trotz meiner weißen Haare und vielen Falten innerlich vielleicht noch jung und lebhaft bin, darum kümmert sich kein Mensch, aber das ist schon das Schicksal alter Leute.

So sitze ich also auch heute abend dekorativ auf dem Ehrenplatz beim Weihnachtessen. Es war vorschriftsmäßig ausgezeichnet, denn wir wohnen selbstverständlich in einem Einküchenhaus, wo auf alle Familien genau daselbe Quantum Karpfen, Strißen und Freude entfällt. Man hat sorgfältig acht gegeben, daß ich keine Gräte schlucke, aber jetzt kümmert man sich nicht mehr um mich, führt moderne, kühne Gespräche und läßt mich mit meiner Pfeife allein. Warum ich Pfeife rauche, ist mir auch unverständlich. Ich kann das nicht

ausstehen, aber ein Großpapa muß offenbar Pfeife rauchen. So sitze ich also ganz still für mich da, scheinbar höchst zufrieden, wunschlos und abgeklärt, in Wirklichkeit aber sehr ärgerlich und gereizt, weil man mich nicht mitreden läßt. Dabei vergesse ich aber nicht meine Pflicht, von Zeit zu Zeit auf meine Enkel einen liebevollen Blick zu werfen. Sind übrigens wirklich reizende Kinder: Die sechzehnjährige Elly, die mit ihren kurz geschnittenen Locken aussieht wie ein Mittelthing zwischen Beethoven und Kastelbinder, eine sehr ernste, gebildete Gymnastin, die nur manchmal im Gespräch plötzlich einen Purzelbaum macht oder pfeifend über eine Sessellehne springt. Das hat sie aber nicht von mir, sondern von meiner seligen Frau. Die ist auch bei jeder Gelegenheit gleich gesprungen und hat immer gepfeiffen, namentlich auf das, was ich gesagt habe. Dann der vierzehnjährige Gustl, ein lebhafter, kecker Bursch, der seine Lehrer glänzend imitiert, und der kleine Ludwig, ein nachdenklicher, verträumter Bub, ein süßes Kind — mit einem Wort: der ganze Großpapa.

Im allgemeinen kümmern sich auch meine Enkel nicht viel um mich. Ich werde von ihnen teils hochachtungsvoll, teils nachsichtig behandelt, aber nicht recht ernst genommen. Um so schmeichelhafter ist es mir, als sie sich jetzt alle drei meinem Lehnstuhl nähern. Elly führt natürlich das Wort: „Schau, Großpapa, es ist heute so fad, gar keine Stimmung. Erzähl doch etwas.“ — „Ja, Kinderl, was kann ich denn euch . . .“ — „Du hast doch so viel mitgemacht: den Weltkrieg, die große Zeit. Da mußt du doch auch etwas erlebt haben.“ — „Erlebt — kann mich wirklich auf nichts erinnern.“ Jetzt geht der Gustl auf der anderen Lehnstuhlseite vor: „Aber, Großpapa. Wir müssen doch von der Zeit so viel lernen. Ge-

rade jetzt haben wir den Weltkrieg über Weihnachten auf, als Hausarbeit. Diese vielen Jahreszahlen und Daten: nichts als Siege und wieder Siege, so viele Herrscher, Verträge, Treue — was es da zu studen gibt. Das ist die schwerste Prüfungsfrage.“ Und nun mengt sich der kleine Ludwig auch noch ein: „Ja, Großpapa, wir lernen auch schon davon. Vom Feld der Ehre und vom freudigen Blutvergießen — sag', sind die Menschen damals wirklich so gern gestorben? . . .“ Mein, was die Kinder alles fragen. Man kommt in die größte Verlegenheit und weiß wirklich nicht, was man antworten soll. So eine Zeit mitmachen, das ist leicht, aber erzählen . . . Jetzt fängt wieder die Elly an: „Du, Großpapa, warum nennt man eigentlich die fünf Jahre immer die große Zeit?“ — „Weißt du, Kind, das ist so: weil damals alles in großem Stil betrieben wurde: das Töten und Hassen, das Geldverdienen und Steuereinheben.“ — „Na ja, aber wir möchten gern wissen, wie das alles wirklich war. Wir können es uns nicht vorstellen. Du hast doch den Krieg mitgemacht, aber du erzählst nie etwas. Du hast keine alte Uniform, kein Schwert, keine Orden. Was hast du selbst eigentlich erlebt? Wozu hat man denn einen Großpapa, der den Weltkrieg mitgemacht hat.“ — Meine Verlegenheit wird immer ärger. Von meinen Heldentaten soll ich erzählen, von meinen kriegsgerischen Abenteuern . . . Soll ich den Kindern von den immer wiederkehrenden Musterungen erzählen, von den Sichtungungen und Überprüfungen, vom Tachinieren? Das war schließlich auch sehr gefährlich und aufregend, und dazu haben gute Nerven gehört. „Ihr müßt nämlich wissen, es hat damals zweierlei Menschen gegeben: die einen, die haben nach den Karten gehungert, und die anderen, die haben sich nicht in die

Karten blicken lassen und sind satt geworden. Aber das Wichtigste waren die Vorschriften, die Kontrolle und die Strafen. Es hat damals eigene Beamte gegeben, die sich dadurch ernährt haben, daß die andern nichts zu essen hatten . . ."

In diesem Augenblicke höre ich, wie meine Tochter ärgerlich zu ihrem Mann sagt: „Er spricht schon wieder vom Essen. Das ist eine fixe Idee von dem alten Herrn.“ Worauf mein Schwiegersohn beschwichtigend meint: „Laß ihn. Du weißt doch, alle alten Leute aus dieser Zeit sprechen immer nur von Lebensmitteln und Preisen. Das war so eine lukullische Generation.“ Was denn soll ich erzählen: Heldentaten, Abenteuer — ich kann nachdenken, wie ich will, es fallen mir nichts als Fettkarten und Schleichpreise ein. Mehr ist mir nicht im Gedächtnis geblieben. Elly versucht es jetzt, mir psychologisch beizukommen: „Sag', Großpapa, hast du denn gar keinen starken Eindruck? Zum Beispiel, wie der Krieg plötzlich aus war.“ — „A ja, ich weiß schon, wie die Kurse so rapid heruntergegangen sind . . .“ — „War da nicht ein kolossaler Jubel, daß der Friede da ist?“ — „Jubel? Na ja . . . wir hätten gern gejubelt, aber wir haben keine Kohle gehabt, kein Licht, keine Eisenbahnen, keine Straßenbahn, keine Theater, keine Arbeit, kein Geschäft, alles verwüstet, überall Unsicherheit . . .“ Gustl unterbricht mich nachsichtig und überlegen: „Großpapa, du verwechselst das. Du meinst den Dreißigjährigen Krieg: 1618 bis 1648.“ — „Nein, nein, Kind, ich sprech' von 1918. Zum Schluß hat's nur mehr eine Arbeit gegeben: Danknotendruck. Der eine Teil der Bevölkerung hat die Danknoten erzeugt und der andere hat sie ausgegeben. Und das mußte so sein, weil sich damals alle an den Staat gewendet haben. Alle wollten übernommen,

angestellt, versorgt, unterstützt und pensioniert werden . . .“

— „Und das alles hat sich die Bevölkerung gefallen lassen?“

— „Im Gefallenlassen haben wir eine große Übung gehabt. Nur als die Theater wochenlang gesperrt bleiben mußten und gar keine Operetten gespielt werden durften, da wäre beinahe eine wirkliche Revolution ausgebrochen. Um das Ärgste zu verhindern, wurde knapp vor Weihnachten das Theaterspielen wieder gestattet. Seht ihr, das war ein Jubel. Und das ist eigentlich das Märchen von der großen Zeit: es war einmal — was sag' ich einmal: es war fünfhundertmal . . .“

Aber mir scheint, meine Enkel glauben mir nicht recht. Sie hören mir immer überlegener und nachsichtiger zu, und ich merke deutlich, wie sie untereinander flüstern: „Was für unwahrscheinliche Sachen der alte Herr erzählt. Er weiß wirklich nicht mehr, was er spricht.“ Das hat man davon. Kann ich dafür, daß diese große Zeit ein solches Durcheinander von Kleinigkeiten, Torheiten und Widersprüchen war? Eigensinnig wie alte Leute schon sind, spreche ich weiter, immer dasselbe, suchte dabei mit meinen unsicheren Händen, bis das Glas Rotwein umfällt. Um Gotteswillen, wenn das meine Tochter sieht . . . rasch eine Serviette drüber, und bevor ich damit noch fertig bin, erwache ich natürlich. Woher kommt das viele Blut? Oder habe ich wirklich den Wein verschüttet? Sechzehn Kronen der Liter — das ist kein Märchen, das ist Wiener Wirklichkeit. Ich sitze noch immer so da wie vorhin, einsam und fröstelnd, das Feuer im Ofen ist ausgegangen, auch die Zigarre und nicht ein Zündhölzchen im Hause. Keine Spur von einer Tochter, von einem Schwiegersohn und von Enkeln. Ich bin noch immer der einschichtige Herr in den miserablen besten Jahren, ich bin noch gar nicht wirklich alt

und habe noch alles vor mir. Aber merkwürdig, das erfüllt mich nicht mit Genugtuung, eher mit Bedauern. Der Märchenversuch ist mir ja nicht gelungen, offenbar weil die große Zeit nicht der richtige Stoff ist. Aber es ist eigentlich ganz schön, ein alter Herr, ein Großpapa zu sein und alles längst hinter sich zu haben. Und es ist sehr schlecht eingerichtet, daß man nicht gleich nach der dritten Jugend sofort alt werden, aus der Jugendeselei in die Altersweisheit aufsteigen und ein fertiger Großpapa sein kann. So muß man erst auf Brautschau gehen, sich verlieben, nebenbuhlen, werben, sich verloben, heiraten, Kinder kriegen, ratenweise älter werden — das ist sehr lästig und umständlich. Gerade heuer wäre es eine sinnige Weihnachtsüberrashung gewesen, plötzlich um vierzig Jahre älter zu sein. Schade, wirklich schade. Aber da kann man gar nichts machen.

(1918)



E n d e.

